

Liturgie und Kultur



Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

„Brannte nicht unser Herz ...?“

Eine reflektierte Dramaturgie des Gottesdienstes
als Beitrag zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung

Liturgie und Kultur

LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

„Brannte nicht unser Herz ... ?“

Eine reflektierte Dramaturgie des Gottesdienstes
als Beitrag zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung

LITURGIE UND KULTUR

1. Jahrgang 02-2010

ISSN 2190-1600

Herausgegeben von:

BERNHARD DRESSLER
KRISTIAN FECHTNER
THOMAS KLIE
MICHAEL MEYER-BLANCK
KLAUS RASCHZOK
HELMUT SCHWIER
ULRIKE WAGNER-RAU
ULRICH WÜSTENBERG

Redakteur dieses Heftes:
KLAUS RASCHZOK

Satz:
CHRISTINE GRIESBACH

LITURGIE UND KULTUR

wird kostenlos abgegeben.
Es wird jedoch um eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00 €/Jahr (bzw. 4,50 €/Heft) gebeten:
Ev. Darlehensgenossenschaft eG, Kiel
BLZ 210 602 37
Konto-Nr. 14001
mit Hinweis auf HHSt
RT2/55.7200.00 „Liturgie und Kultur“
IBAN DE75 2106 0237 0000 0140 01
SWIFT/BIC GENODEF1EDG

Namentlich ausgewiesene Beiträge werden von den Autoren verantwortet und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeberin wieder. Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:
Geschäftsstelle der Liturgischen Konferenz (LK)
c/o Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover
Tel. 0511 2796-209
E-Mail: lk@ekd.de
www.liturgische-konferenz.de

Editorial 4

THEMA

Perspektiven zur Wahrnehmung eines Gottesdienstes 5

Am Beispiel eines Fernsehgottesdienstes
HELMUT SCHWIER

Dramaturgie und Theologie im gottesdienstlichen Vollzug 9

Performativität als Akt der Verkörperung
KLAUS RASCHZOK

Was ist ein guter Gottesdienst? 30

GERD KERL

PRAXIS

Tagungsgottesdienst 37

„Brannte nicht unser Herz?“ Frühjahrstagung der Liturgischen Konferenz am 1. März 2010 in Hildesheim, St. Michaelis

Ablauf des Gottesdienstes 37

BERNHARD LEUBE / ALEXANDER VÖLKER

Zur Liturgie 41

IRENE MILDENBERGER

Predigt 43

im Gottesdienst der Liturgischen Konferenz am 1. März 2010 in Hildesheim, St. Michaelis
CHRISTIANE NOLTING

IMPULSE

Rückmeldungen zum Tagungsgottesdienst

Aus historischer Wahrnehmungsperspektive 46

Wie wird die Liturgie im Hinblick auf die Gestaltung der Sequenzen und die Sprache variiert?
FOLKERT FENDLER

Aus theaterwissenschaftlicher Wahrnehmungsperspektive 49

Inwiefern bilden die Bewegungen im Raum inneres Erleben ab?
DORIS JOACHIM-STORCH

Aus rezeptionsästhetisch-musikalischer Wahrnehmungsperspektive 53

Welche Bedeutung haben die verschiedenen Gesänge und Musikstücke im Gottesdienst?
ANDREAS MARTI

Aus ritualtheoretischer Wahrnehmungsperspektive	58
Wie haben die Fragen, Gedanken und Handlungen, die im Gottesdienst vorkamen, das Mitfeiern beeinflusst?	
PETRA ZIMMERMANN	

LITERATUR

Kerstin Gernig (Hg.): Wer nicht wirbt, stirbt! Werbung in der Bestattungsbranche, 2009	62
<i>(Thomas Klie)</i>	
Karl-Heinrich Bieritz u.a.: Theologie des Gottesdienstes, Bd. 2. Gottesdienst der Kirche, 2009	63
<i>(Karl Wiggermann)</i>	
Albert Gerhards (Hg.): St. Ursula in Hürth-Kalscheuren. Pfarrkirche – Profanierung – Umnutzung, 2009.....	64
<i>(Hans-Jürgen Kutzner)</i>	
Jochen Arnold: Was geschieht im Gottesdienst? Zur theologischen Bedeutung des Gottesdienstes und seiner Formen, 2010.....	66
<i>(Stephan Goldschmidt)</i>	
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	68

Editorial

Der Ausschuss „Gottesdienst und Dramaturgie“ der Liturgischen Konferenz legt mit der Veröffentlichung der Beiträge der von ihm gestalteten Frühjahrsplenartagung der Liturgischen Konferenz vom 1. bis 2. März 2010 im Michaeliskloster Hildesheim in dieser Ausgabe der Zeitschrift „Liturgie und Kultur“ das Ergebnis seiner intensiven Arbeit aus den letzten drei Jahren vor. Wir haben als Ausschuss sehr bewusst die Alternative einer Ergebnissicherung durch die inhaltliche Gestaltung einer Plenartagung gewählt, um das Gespräch über die gottesdienstliche Qualitätssicherung innerhalb unserer Konferenz voranzutreiben und die gottesdienstliche Praxis mit den aktuellen praktisch-theologischen Diskursen zu verknüpfen.

„Brannte nicht unser Herz ...? Eine reflektierte Dramaturgie des Gottesdienstes als Beitrag zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung“ – so hatten wir das Tagungsthema genannt. Im Mittelpunkt steht daher ein von Helmut Schwier vorgestelltes Verfahren der gottesdienstlichen Qualitätssicherung, das wir zusammen mit den Mitgliedern der Konferenz einübten, anhand eines konkreten Gottesdienstes erprobten und anschließend kritisch reflektiert haben.

Der hier ebenfalls dokumentierte Tagungsgottesdienst am 1. März 2010 um 20.00 Uhr in der St. Michaeliskirche war integrativer Bestandteil unseres Konzeptes und folgte einer spezifischen Dramaturgie, die am darauffolgenden Morgen Gegenstand der Reflexion und Analyse war. Zur Kunst der gottesdienstlichen Feier gehört jedoch auch zugleich, dass die Tagungsteilnehmer mit dem Überschreiten der Schwelle zwischen dem Kreuzgang und dem Kirchenraum von St. Michaelis in einen atmosphärisch vom Geist Gottes bestimmten Raum eintraten und daher zunächst einmal alles Reflexive so weit wie möglich hinter sich lassen sollten, um ganz in die gottesdienstliche Feier einzutauchen.

Der Ausschuss „Gottesdienst und Dramaturgie“ der Liturgischen Konferenz hatte sich bewusst dazu entschlossen, alle wesentlichen Funktionen dieser Plenartagung einschließlich des Tagungsgottesdienstes von seinen einzelnen Mitgliedern und nicht von eigens hinzugeladenen Referentinnen oder Referenten bestreiten zu lassen, um die einzelnen Beiträge zuvor ausführlich im Ausschuss gemeinsam diskutieren und erarbeiten zu können. Einzige Ausnahme bildeten die um eine gezielte Rückmeldung zum Tagungsgottesdienst aus unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven gebetenen Konferenzmitglieder Folkert Fendler, Doris Joachim-Storch, Andreas Marti und Petra Zimmermann.

Als Ausschussvorsitzender danke ich an dieser Stelle den Ausschussmitgliedern Leonie Grüning, Gerd Kerl, Peter Matthias Kiehl, Bernhard Leube, Ulrich Lieberknecht, Christiane Nolting, Irene Mildenerger, Hartwig A.W. Niemann, Helmut Schwier und Alexander Völker sowie Irmgard Pahl als römisch-katholischer Beobachterin für die engagierte und gegenseitig bereichernde gemeinsame dreijährige Arbeitsphase einschließlich der sorgfältigen Vorbereitung der Plenartagung und des Gottesdienstes. Den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift „Liturgie und Kultur“ hoffen wir, mit unserem Einblick in die Fragen der gottesdienstlichen Dramaturgie einen Gesprächsanstoß zur Frage der Qualitätssicherung im Gottesdienst liefern zu können.

Klaus Raschzok

Perspektiven zur Wahrnehmung eines Gottesdienstes

Am Beispiel eines Fernsehgottesdienstes

HELMUT SCHWIER

Die Feier eines Gottesdienstes ist eine komplexe und vielgestaltige Angelegenheit. Es gibt unterschiedliche Räume, unterschiedliche musikalische Möglichkeiten; es gibt agendarische Traditionen und Materialien, die zwischen Verbindlichkeit und Gestaltungsimpuls changieren; es gibt unterschiedliche Texte und Sprachen, auch bei Textilien und Tönen; es gibt Idealbilder, die nicht selten unbewusst wirksam sind; es gibt unterschiedliche Perspektiven, die durch Rollen mitbestimmt werden und noch vieles mehr.

Daher ist es einsichtig, dass Gottesdienste unterschiedlich wahrgenommen werden, und es ist sinnvoll und notwendig, dass Gottesdienste mit vielfältiger Methodik analysiert werden. In früheren Zeiten war dies stärker normiert und voreilig, meist entlang konfessionsspezifischer Ausprägungen bewertet; heute führt die Einsicht in die liturgische Ökumene und in die wissenschaftliche Diskursstruktur zu eher integrativen Anliegen. Dies ist m.E. besonders zu beachten, wenn es um die sog. „Qualität“ von Gottesdiensten geht. Bei solchen Debatten können eigene Idealbilder schnell unter der Hand zu entscheidenden Kriterien werden, über die man sich dann nur schwer verständigen kann. Wie bei ökumenischen Begegnungen und Lernprozessen ist auch in liturgicis zu sagen, dass unterschiedliche Perspektiven die Wahrnehmungen von Gottesdiensten bereichern. Auch wer ein vermeintlich längst bekanntes Terrain besucht, kann durch auf Neues aufmerksam werden.

In der ersten Arbeitsphase des Plenums wurden mit den Mitgliedern der Liturgischen Konferenz am 1. März 2010 solche unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven ausprobiert und eingeübt. Dazu wurde zunächst gemeinsam eine etwa 20-minütige Sequenz aus einem Fernsehgottesdienst angeschaut, woran sich die Arbeit in vier Workshops anschloss, die von Mitgliedern der Arbeitsgruppe moderiert wurden.

Als Beispiel wurde der Anfang des Gottesdienstes vom 2. Advent 2005 aus Heidelberg gezeigt. Er ist in intensiver Auseinandersetzung mit biblischer und liturgischer Tradition entstanden, an der alle mitwirkenden Studierenden engagiert beteiligt waren. Die Gottesdienstaufnahme ist im Internet verfügbar.¹

Der 1. Workshop hatte das Thema „Gottesdienst in historischer Perspektive“. Gemeint ist mit „historisch“ nicht museal, sondern die historisch gewachsenen Liturgietraditionen, die Gottesdienste prägen. Das Evangelische Gottesdienstbuch hat auf der Grundlage von Ergebnissen der vergleichend und historisch arbeitenden Liturgiewissenschaft die Gleichrangigkeit von liturgischen Grundformen betont und gleichzeitig die

¹ <http://www.theologie.uni-heidelberg.de/fakultaet/personen/schwier.html> - dort am Ende der Seite, unter „Besondere Links“.

Notwendigkeit zu Ausformungsvarianten auf der Basis der Grundstruktur hervorgehoben. Wahrnehmungsaufgabe und Leitfrage lauten hier: Achten Sie auf den Wechsel von Tradition und Variation; wie wird die traditionelle Eingangsliturgie variiert (z.B. bei Abfolge, Gestaltungen, Sprache)?

Aus diesem Workshop liegt der knappe Bericht des Moderators Alexander Völker vor: „Der Moderator leitete die etwa genau eine Stunde dauernde Gesprächsrunde der ca. 15 Teilnehmenden mit einer doppelten Beobachtung ein: Das (erste) Lied O Heiland, rei die Himmel auf (EG 7) wird stropfenweise, vierteilig ausgeführt, durch die gesamte Eingangsphase (Eröffnung und Anrufung) gezogen, während umgekehrt die zentrale biblische Lesung (Jesaja 63, 15–17.19; 64, 1–2a.3), am Schluss der vorgeführten Fernseh-Sequenz platziert, sich ihrerseits in den Liedstropfen widerspiegelt (z.B. Jesaja 63, 19ff. in EG 7, Str. 1 usw.). Dabei bringt die Passage Jesaja 63, 17–19 (... abirren von deinen Wegen; ... unser Herz verstocken; wir sind geworden wie solche, über die ... dein Name nie genannt wurde) genau das zur Sprache, was die dreiteilige sog. Klage artikuliert. Nach der prononcierten Präsentation der ersten Liedstrophe (Solistin/Orgel) schlägt die Sprechmotette in einem sound ‚kantig, spitzig, eckig und zackig‘ (Diskussionszitat; Assoziation: ‚Dornenkrone‘!) die Klage- und Frage-Thematik dieser Feier an: Wer gibt Orientierung? Wer? Bei den recht zahlreichen Rede-Anteilen ist kein folgerichtiger Wechsel in den Anreden erkennbar, die Sprechrichtung wechselt. Nach Meinung einer Minderheit der Workshop-Gruppe beeinträchtigt diese Disparatheit den Gesamteindruck nicht erheblich. Durch die periodisch eingefügten bittgebetartigen Rufe des Pfarrers (im Drehbuch Bittgebet genannt) ist alles Folgende strukturiert, fernsehgerecht für die Gemeinde/Zuschauerschaft illustriert, sichtbar und anschaulich gemacht – durch den Bezug zum Globus, durch das Bild ‚Drre Zweige‘ (Rückgriff auf EG 7, Strophe 3), durch das Bild ‚Sinkender Petrus‘, durch Einblendung der Grabsteine/Epitaphien der Peterskirche (im Drehbuch nicht notiert). Noch im Anfangsteil wird die Gemeinde mit Fernseh-‚Publikum‘ durch die thematisch akzentuierte Begrüßung informiert: In Kürze sind Zeitpunkt, Ort/Raum, Mitwirkende, innere wie äußere Beweggründe für diese so gestaltete Adventsfeier auf den Punkt gebracht (Diese Anklagen und Herausforderungen nehmen wir heute auf ...). Von einer (geringfügigen) Workshop-Mehrheit wird das Fehlen von Stille beklagt (in einem Fernsehgottesdienst zulässig/realisierbar?), die Mendelssohn-Arie (Sei stille dem Herrn; Drehbuch) nach historischem Paradigma als ‚Gnadenwort‘ bewertet, die aufgeschlagene Bibel als ‚geöffnete Schrift‘ kritisiert. Gegen die Behauptung, Begrüßung wie Kyrie seien ‚aufgeblht‘ gewesen, bleibt festzustellen: Die auf Klage/Selbstanklage zentrierte Eingangsphase ist durch den Wechsel von modi (dicendi)/Träger dramaturgisch nicht ungeschickt choreographiert, ganz auf Kyrie und Gebet konzentriert (Drehbuch: Pfarrer-Bittrufe mit schrittweise entfaltenen Anreden sowie Sammlung der Liturgiegruppe um den Altar für die Hauptlesung/Prfamen). Aufgrund der beschränkten Workshop-Zeit war ein Eingehen auf die Proportionen von Detailverlufen des Ganzen nicht mehr möglich.“

Im 2. Workshop wurde über die Frage diskutiert: „Gottesdienst in rezeptionssthetischer Perspektive – Gottesdienst als offenes Kunstwerk“. Damit ist begrifflich die rezeptionsästhetische Wendung der Hermeneutik markiert. Nach der dominanten

Orientierung an der Intention des Autors und dann am Werkcharakter wird der Sinn erschließende und Sinn generierende Prozess in den Blick genommen, der in der Wechselbeziehung zwischen Kunstwerk und Rezipient entsteht. Dabei wird eine „Mehrdeutigkeit“ vorausgesetzt, die aber nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist. Jedes Kunstwerk besitzt Hinweise und Strukturen, die Wahrnehmungen und Sinnerschließungen zwar nicht festlegen, aber Grenzen setzen und steuern. Rezeptionsästhetik kann man natürlich auf alles im Gottesdienst beziehen. Im 2. Workshop wurde eine Eingrenzung auf die Musik vorgenommen. Wahrnehmungsaufgabe und Leitfrage lauten hier: Achten Sie auf die Musik (Orgelmusik, Liedstrophen, Arie) im Gottesdienst; welche Bedeutung haben Orgelmusik, Liedstrophen und die Arie der Solistin für Sie?

Der 3. Workshop hieß: „Gottesdienst in theaterwissenschaftlicher Perspektive“. Dramaturgie, Inszenierung, Performanz, körperliche Präsenz sind hier wichtige Parameter von Produktion und Wahrnehmung. Auch hier wurde die Fragestellung eingegrenzt, und zwar auf die Bewegungen, die im Gottesdienstraum aufgeführt und vollzogen werden und die nicht um ihrer selbst willen geschehen. Die Wahrnehmungsaufgabe heißt daher hier: Achten Sie auf die Bewegungen im Raum! Die Leitfrage: Inwieweit bilden die Bewegungen im Raum inneres Erleben ab?

Der 4. Workshop hatte das Thema „Gottesdienst als Ritual“. Seit Werner Jetter diese Fragen und Aspekte vor über 25 Jahren im evangelischen Bereich wagt anzuwenden, sind die sog. Ritualwissenschaften theoretisch expandiert und untersuchen fast jede historische oder alltägliche Handlungsweise auch unter Ritualgesichtspunkten. Auch der evangelische Gottesdienst ist ein Ritual, das öffentlich gefeiert wird. Er hat wiederkehrende Sequenzen, entlastet die Kommunikationssituationen, schafft Vertrautheit, stabilisiert und ermöglicht Partizipation, Teilnahme und Teilhabe. Die Wahrnehmungsaufgabe heißt hier: Achten Sie besonders auf den dreifachen Klageteil und das Kyrie. Die Leitfrage: Wie haben die Fragen und Impulse, die im dreifachen Klageteil des Gottesdienstes vorkommen, ihr Mitfeiern beeinflusst, Partizipation ermöglicht oder behindert? Die Ritualität des Beispielgottesdienstes wurde detailliert diskutiert, wobei die verschiedenen Verfremdungen durch die Sprechmotette und die ausgeführten Klagen unterschiedlich wahrgenommen und bewertet wurden. Einige monierten eine gewisse Reizüberflutung und eine Erholung im bekannten Gemeindelied (O Heiland rei die Himmel auf), andere begrüßten die Verfremdungen und die Vielfältigkeit der Gestaltungen. Die Mehrheit votierte stark für eine Eingangsliturgie, die einfach und vertraut bleibt und mehr Phasen der Stille vorsieht.

Die vier Wahrnehmungsperspektiven operationalisieren maßgebliche derzeitige liturgiewissenschaftliche Diskurse,² bieten gleichzeitig strukturierte Zugänge und eröffnen engagierte Diskussionen. Die landeskirchlichen Arbeitsstellen, die oft seit vielen Jahren Gottesdienst-Feedback praktizieren, verweisen auf die Notwendigkeit, solche Wahrnehmungen einüben zu müssen und eine Feedback-Kultur schrittweise zu bilden. Auf diesem Hintergrund ist die hier skizzierte Gottesdienstwahrnehmung

2 Vgl. zu den theoretischen Annahmen und Kontexten Helmut Schwier: Liturgische Praxis und Theorie vor der Qualitätsfrage, in: Meyer-Blanck, Michael / Raschzok, Klaus / Schwier, Helmut (Hg. i.A. der Liturgischen Konferenz): Gottesdienst feiern. Zur Zukunft der Agendenarbeit in den evangelischen Kirchen, Gütersloh 2009, 170–179.

ein erster Schritt, der in der Tagungsplanung die notwendige Fortsetzung beim gemeinsam gefeierten Tagungsgottesdienst samt schriftlich dokumentierten Rückmeldungen und im Plädoyer für kollegiale Beratung und Gottesdienstcoaching findet.



Schwelle zwischen Kreuzgang und Michaeliskirche

Dramaturgie und Theologie im gottesdienstlichen Vollzug

Performativität als Akt der Verkörperung

KLAUS RASCHZOK

Der performative Charakter des Gottesdienstes und damit dessen modellhafte Beschreibung als Akt der Verkörperung der Gottesbegegnung in der Feiergealt des Glaubens stellt für die gegenwärtige kulturwissenschaftlich orientierte evangelische Liturgiewissenschaft eine konstitutive Grundannahme dar. Performativität als Schlüsselkategorie einer an zeitgenössischen Theatralitätsdiskursen orientierten kulturwissenschaftlichen Theoriebildung bezeichnet dabei die grundlegende Einsicht in den korporal vermittelten Ereignischarakter des gottesdienstlichen Feiergeschehens und vollzieht einen Interessenwandel vom Werk zur Aufführung bzw. von der Werk- und Rezeptions- zur Produktionsästhetik.¹ Die seit über einem Jahrzehnt im Gange befindliche sogenannte „ästhetische Wendung“ der Praktischen Theologie wandelt sich nach einer anfänglich stark text- und damit bedeutungsorientierten semiotischen Ausrichtung gegenwärtig von der Bedeutungs- zur Ereigniswissenschaft religiöser Praxisphänomene und gewährt darin der Modellvorstellung von Vollzug und Ereignis ein stärkeres Gewicht als der bisher dominanten von Sprache und Text. Dabei vermag der Performanzbegriff allerdings immer nur die Ebene des reflektierten Vollzuges und nicht die des unmittelbaren Erlebens der gottesdienstlichen Feier zu beschreiben. Er darf daher ausschließlich nachgängig gebraucht werden, um die von den Glaubenssubjekten erfahrene, menschlicher Gestaltung grundsätzlich unverfügbare Gottesbegegnung im Gottesdienst modellhaft nachzuzeichnen.

Der kulturwissenschaftliche Gebrauch des Begriffes Performativität zielt auf den „Akt der Verkörperung“.² Eine medial avancierte kulturwissenschaftliche Performativitätstheorie arbeitet „die Interdependenzen und Interferenzen zwischen den sinnzuschreibenden Akten der Rule of Signification und der durch die Rule of Replication determinierten Verkörperungsakte“ heraus. „Dabei ist es zunächst gleichgültig, ob man den Akt der Sinnzuschreibung als konventionalistischen, intentionalistischen, kontextuellen oder autopoetischen Akt fasst – relevant ist einzig, wie die Verkörperungsbedingungen den Akt der Sinnzuschreibung beeinflussen bzw. umgekehrt, wie der Akt der Sinnzu-

1 Vgl. zur ersten Orientierung Raschzok, Klaus: Gottesdienst und Dramaturgie. Eine Einführung, in: Mildenerger, Irene / Raschzok, Klaus / Ratzmann, Wolfgang (Hg.): Gottesdienst und Dramaturgie. Liturgiewissenschaft und Theaterwissenschaft im Gespräch (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 23), Leipzig 2010, 15-45 sowie Raschzok, Klaus: Modeerscheinung oder Wahrnehmungszugewinn? Diskurse Praktischer Theologie, in: Verkündigung und Forschung 54 (2009), H. 2, 75-87.

2 Wirth, Uwe: Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität, in: Ders. (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/Main 2002, 9-60, 52.

schreibung durch die Verkörperungsbedingungen beeinflusst wird.⁴³ So vollzieht sich ein grundlegender Paradigmenwechsel: „Kunst verschiebt sich, wird zur Praxis, zum evolutionären Prozeß, zum Akt, zum einmaligen Geschehnis. Ein ganzes Kompendium von Kategorien – Subjektivität, poiesis, Imagination, Symbolisierung, Originalität und Form –, das die Fundamente der traditionellen Kunst strukturierte, stürzt um und verliert seine Gültigkeit. An seine Stelle treten andere Evidenzen: Performanz, Ekstasis, Wirkung, Ereignis und Aura. Dort der Gegenstand, das Werk, die Dauer und die Geschlossenheit, hier das Flüchtige, die ‚Bricolage‘, das Risiko, die Situierung im Augenblick, die ‚Konfiguration der Präsenz im hic et nunc‘. Nicht länger figurieren als Modell Sprache und Text, sondern Vollzug und Ereignis.“⁴⁴ Wird „menschliches Handeln als aufführendes kulturelles Handeln, als cultural performance, begriffen [...], so ergeben sich daraus Veränderungen für das Verständnis sozialer und erzieherischer Prozesse. In diesem Fall finden die Körperlichkeit der Handelnden sowie der Ereignis- und inszenatorische Charakter ihrer Handlungen größere Aufmerksamkeit. Soziales Handeln ist mehr als die Verwirklichung von Intentionen. Dieses ‚Mehr‘ besteht in der Art und Weise, in der Handelnde ihre Ziele realisieren.“⁴⁵ „Die Begriffe performance, performativ, Performativität vergegenwärtigen die Relevanz der ästhetischen Dimension menschlichen Handelns und den Orientierungscharakter sozialer Darstellungen und Modelle. Sie verdeutlichen, wie wichtig die Formen des Handelns für sein Gelingen sind. Ihre Gestaltung ist ein konstitutives Element jeder sozialen Handlung, in deren Verlauf der Handelnde sein Tun und sich selbst inszeniert. Dabei bringt er sich in seinen Handlungen zur Erscheinung. Er erzeugt Bilder seines Handelns und seiner selbst in Form sinnlich-körperlicher Repräsentation für die Erinnerungs- und Vorstellungswelt seiner Mitmenschen.“⁴⁶ Performatives Handeln schafft praktisches Wissen: „Praktisches Wissen ist performativ, es ist körperlich, ludisch, rituell und zugleich historisch, kulturell; performatives Wissen bildet sich in face-to-face Situationen und ist semantisch nicht eindeutig; es ist ästhetisch und entsteht in mimetischen Prozessen; performatives Wissen hat imaginäre Komponenten, enthält einen Bedeutungsüberschuss und lässt sich nicht auf Intentionalität reduzieren; es artikuliert sich in Inszenierungen und Aufführungen des alltäglichen Lebens, der Literatur und der Kunst.“⁴⁷ Hilfreich zum Verständnis von Performativität ist seine aus dem Lateinischen *forma*: Form, Gestalt, Figur, Beschaffenheit, Modell; *formare*: gestalten, bilden, darstellen,

3 Ebd.

4 Mersch, Dieter: Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen, Frankfurt/Main 2002, 223. Text und Sprache spielen zwar als Modellvorstellung weiterhin eine Rolle. Die kulturwissenschaftlichen Diskurse machen jedoch im Zusammenhang der theaterwissenschaftlich fundierten Performativitätskonzepte darauf aufmerksam, dass Text und Sprache nie an sich, sondern im inszenatorischen Zusammenhang immer nur korporal hervorgebracht existieren. Dies gilt es auch für den Gottesdienst zu beachten.

5 Wulf, Christoph / Göhlich, Michael / Zirfas, Jörg: Sprache, Macht und Handeln – Aspekte des Performativen, in: dies. (Hg.): Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln, Weinheim und München 2001, 9-24, 9.

6 Ebd., 10f.

7 Ebd., 13. Bieritz, Karl-Heinrich: Zwischen Raum- und Zeitgenossenschaft: Vergegenwärtigung des Heils in Liturgie und geistlichem Spiel, in: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 48 (2009), 38-61, übersieht in seiner Kritik der Anwendung theatral orientierter kulturwissenschaftlicher Performativitätskonzepte auf den Gottesdienst, dass im kulturwissenschaftlichen Diskurs selbst bereits ausdrücklich auf das von ihm vermisste Phänomen eines Bedeutungsüberschusses Bezug genommen wird.

verfertigen; *formatio*: Gestaltung; *per*: durch und durch, instrumental: vermittelt, mit Hilfe von abgeleitete Etymologie, welche darauf aufmerksam macht, dass es sich dabei um einen über die Gestalt vermittelten Verkörperungsakt handelt.⁸ „Die Perspektive des Performativen rückt die Inszenierungs- und Aufführungspraktiken sozialen Handelns, deren wirklichkeitskonstitutive Prozesse sowie den Zusammenhang von körperlichem und sprachlichem Handeln, Macht und Kreativität in den Mittelpunkt“.⁹

Solche grundlegenden, gegenwärtig im Gespräch mit den Kulturwissenschaften präzisierten Einsichten in das gottesdienstliche Phänomen der Performativität begegnen in der evangelischen Liturgiewissenschaft bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei Hans Asmussen und dessen Vorstellung einer notwendigen Entzeichnung der Heiligen Schrift im Gottesdienst durch die Körper der Feiernden. Der dort zur Beschreibung der gottesdienstlichen Gestalt gebrauchte vorwissenschaftliche Zeichenbegriff konnte jedoch aufgrund seiner nicht unproblematischen Verknüpfung mit einer konsequenten Wort-Gottes-Theologie sowie mangels geeigneter weiterer kulturwissenschaftlicher Instrumentarien in den aktuellen liturgiewissenschaftlichen Debatten zum Performanzphänomen bisher nur bedingt als Beitrag zum performativen Charakter des evangelischen Gottesdienstes wahrgenommen werden.

Hans Asmussens Gottesdienstlehre von 1937 kann als Frühform eines ereignisorientierten performativen Gottesdienstverständnisses bezeichnet werden. Sie nimmt vom Verständnis der Heiligen Schrift als einer „Zusammenstellung von Zeichen, die eine Entzeichnung erfordern, um wieder Wort zu werden“¹⁰, ihren Ausgang. „Schrift ist Wort, welches zu seiner Zeit wieder aus der Vermittlung in die Unmittelbarkeit drängt.“¹¹ Der Leseakt wird dabei von Asmussen als Rückübersetzung bzw. Entzeichnung der Zeichen gewordenen Schrift verstanden.¹² „Die christliche Gemeinde bleibt einfältig bei der Erwartung und dem Glauben, dass überall dort, wo die Heilige Schrift laut wird, etwas geschehen will. Gott will zu Wort kommen. Darum ist Schöpfungszeit, wo die Schrift verlesen wird. Gott will neue Kreaturen schaffen. Es soll alles neu werden. Es geht erst in zweiter Linie um die Auslösung psychologischer Akte. Was geschehen soll, wird hier und jetzt geschehen.“¹³ Eine vergleichbare Auffassung bestimmt auch die Beschreibung des gottesdienstlichen Vollzugs der Sakramente Taufe und Abendmahl. „Die einzigartige Bedeutung der sakramentalen Zeichen wird in der christlichen Gemeinde darin erblickt, dass sie Träger des durch sie Bezeichneten sind. Was sie darstellen, ereignet sich da und dann, wo sie vollzogen werden. Wie unter dem Wort Gottes das christliche Ereignis vor sich geht, so auch unter dem Vollzug der Sakramente. Sie bedeuten nicht in erster Linie etwas, was sich in einem anderen, mit ihnen nicht notwendig verbundenen Akte vollziehen soll. Sie zeigen nicht in erster Linie Möglichkeiten, sondern Wirklichkeiten an.“¹⁴ Ein Zeichen wirkt für Hans Asmussen notwendigerweise auf die menschlichen Sinne. „Die Taufe betrifft den Tastsinn und

8 Vgl. ebd., 10.

9 Wulf, Christoph / Zirfas, Jörg: Bild, Wahrnehmung und Phantasie. Performative Zusammenhänge, in: Dies. (Hg.): Ikonologie des Performativen, München 2005, 7-32, 8.

10 Asmussen, Hans: Gottesdienstlehre. Band I: Die Lehre vom Gottesdienst, München 1937, 27.

11 Ebd.

12 Ebd., 28.

13 Ebd., 31.

14 Ebd., 35f.

das Gesicht, das Abendmahl den Geschmack. Es fehlen nun in der Heiligen Schrift alle Anzeichen dafür, dass der geistliche Akt und der körperliche Akt voneinander getrennt werden dürften. Wie beim Hören des Wortes Gottes des Predigers Stimme und Gottes Stimme nicht in parallelen Akten vernommen werden, so wird im Abendmahl und in der Taufe das durch sie Bezeichnete nicht in einem parallelen Akte neben dem Zeichen empfangen. Wer ins Wasser getaucht wird, wird damit in den Tod Christi getauft. Wer Brot und Wein empfängt, empfängt damit Jesus Christus nach Leib und Blut. In diesem Sinne nun sind die Sakramente Wort Gottes an uns, als sie mit sich bringen, was sie meinen. Denn auch das Wort Gottes redet nicht von Möglichkeiten, sondern es schafft Wirklichkeiten. Es bezeugt den Glauben; aber im Bezeugen schafft es ihn – oder es bestärkt den Unglauben. Es weist auf Christus hin; aber im Hinweisen vollzieht es die Gemeinschaft mit Christus – oder es bestärkt die Scheidung von ihm. So ist es auch mit den Sakramenten: Sie sind Zeichen, die das, was sie bezeichnen, mit sich führen. Aber, wohlverstanden, dieser Satz gilt in der christlichen Gemeinde nur unter der Voraussetzung, dass die Sakramente in Gottes Gebot gefasst und mit Gottes Wort verbunden sind.¹⁵ Das im Gottesdienst zur Verfügung stehende Gestaltungsmaterial ist für Hans Asmussen der menschliche Körper. „Den Christen trifft die Aufgabe der Gestaltung, indem Gott das geistliche Leben in ihm Gestalt werden lässt.“¹⁶ Deutlich wird dieses Phänomen vor allem an der „durch die ihr gestellten phonetischen Aufgaben“¹⁷ bestimmten Gestalt der kirchlichen Rede. Alles, was in ihr gesagt wird, muss auch akustisch aufgenommen werden können, und jedes Kirchengebäude erfordert hierfür einen bestimmten phonetischen Stil. Gottesdienst stellt daher für Hans Asmussen „ein Stück gelebtes geistliches Leben, aber nicht ein Stück verwirklichter Idee oder eine verschieden gut funktionierende Konstruktion“¹⁸ dar. Dem Moment des Spielerischen kommt bei der gottesdienstlichen Gestaltung hohe Bedeutung zu. „Am ernsthaften und einfältigen Spiel scheidet sich die künstlerische Hand, die den Stift führt, von der Hand des Konstrukteurs, der das Reißbrett bedient, – das Leben von der Maschine, der Organismus von der Organisation, der Vater vom Tyrannen.“¹⁹ In den aktuellen praktisch-theologischen Diskursen besteht inzwischen Einigkeit dahingehend, dass Gottesdienst sich sachgerecht nur als Geschehen beschreiben lässt, das performativen Charakter besitzt. Martin Nicol spricht in seinen die eigene dramaturgische Homiletik weiterführenden Überlegungen zum Gottesdienst davon, dass es bei der Liturgie „um eine unverwechselbar eigene, von anderen kirchlichen Vollzugs-

15 Ebd., 36f. Diese Vorstellung wird – ohne expliziten Rückbezug auf Hans Asmussen – von Bizer, Christoph: Gottesdienst und Kultur. Theologische, didaktische Meditationen, in: Biehl, Peter / Wegenast, Klaus (Hg.): Religionspädagogik und Kultur. Beiträge zu einer religionspädagogischen Theorie kulturell vermittelter Praxis in Kirche und Gesellschaft, Neukirchen-Vluyn 2000, 141-164, 143, aufgenommen, der am Beispiel des im Gottesdienst gesprochenen Vaterunsers deutlich macht, dass der raumzeitlich inszenierte Wortlaut der Liturgie keine Wirklichkeit abbildet sondern eine Wirklichkeit hervorbringt, welche die Feiernden umgibt und in ihre Seele einzieht.

16 Asmussen, Hans: Gottesdienstlehre, 113.

17 Ebd., 135.

18 Ebd., 184.

19 Ebd.; zur Praktischen Theologie von Hans Asmussen vgl. Raschzok, Klaus: Wolf Meyer-Erlach und Hans Asmussen. Ein Vergleich zwischen der Praktischen Theologie der Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche, in: Ders. (Hg.): Zwischen Volk und Bekenntnis. Praktische Theologie im Dritten Reich, Leipzig 2000, 167-202.

formen unterschiedene Weise, das Gottesgeheimnis zu begehen²⁰ geht. Liturgie stellt die eigentümliche Weise dar, sich im Geheimnis Gottes zu bewegen.²¹ Sie spricht dabei ihre eigene Sprache.²² Dies anzuerkennen gehöre zu den Grundeinsichten einer ästhetisch wachen Liturgik, welche die Feiergestalt des Gottesdienstes erschlossen habe.²³ Thomas Klie geht davon aus, dass in der Liturgie „das Evangelium leiblich-expressiv zur Darstellung“ gelangt und Theater wie Liturgie ausschließlich „im Modus eines dramaturgisch geordneten Ausdruckshandelns“²⁴ existieren, da Erinnerung und Hoffnung nur in Zeichen und Formen leibhaftig zu kommunizieren sind und überhaupt die semantischen Gehalte der christlichen Religion sich nicht sachgerecht kommunizieren lassen, ohne dabei ihre performativen Gestalten ebenso sorgfältig zu beachten. Bernhard Dressler geht davon aus, dass die im Gottesdienst benutzte symbolische Sprache grundsätzlich Bedeutungsüberschüsse entbindet, welche nicht vollständig in argumentativ-diskursive Sprache übersetzt werden können. Christlich-religiöse Sprache ist im Gegensatz zur theologisch-reflexiven Sprache immer performative Sprache. Sie macht keine Tatsachenwahrheiten dingfest, sondern soll sich an den Beziehungen derer bewahrheiten, die durch diese Sprechakte verbunden sind. Religion kann nicht mitgeteilt werden, ohne zugleich dargestellt zu werden.²⁵ Michael Meyer-Blanck hatte bereits 1997 den eng mit dem Performanzphänomen verbundenen Schlüsselbegriff der Inszenierung dazu benutzt, „um das Ineinander von Gottes Verheißung und menschlicher Gestaltungskunst zu benennen, welche für den Gottesdienst gleichermaßen konstitutiv sind.“²⁶ Stefan Weyer-Menkhoff zeigt, wie die Oberfläche der Liturgie dasjenige Sinnliche darstellt, das mit Sinnen wahrgenommen werden kann. Der Gottesdienst wird von ihm daher als ein Medium verstanden, durch das Worte dinghaft werden und sich als Dinge des Klanges entfalten. Der Raum des Gottesdienstes entsteht durch Worte und Handlungen, in welchen das Unfassbare präsent wird.²⁷ David Plüss und Ursula Roth schließlich legen mit ihren Habilitationsschriften jeweils eine umfassende monografische Rezeption aktueller theaterwissenschaftlicher Theoriebildung für die Liturgiewissenschaft vor.²⁸ Während David Plüss bisherige Sinndeutungsprozesse des

20 Nicol, Martin: Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen 2009, 13.

21 Vgl. ebd., 15.

22 Vgl. ebd., 43.

23 Nicols Gedanke einer gottesdienstlichen Dramaturgie der Wiederholung, welche eine Dramaturgie der Höhepunkte kontrapunktisch begleitet und unterlegt (vgl. ebd., 31), findet sich bereits in einer Predigt über die spezifische Dramaturgie des Gottesdienst bei Carl Adolph Gerhard von Zezschwitz vorbereitet, vgl. von Zezschwitz, Carl Adolph Gerhard: Unser Gottesdienst nach seinem Wesen und inneren Gang. Gepredigt am zweiten Sonntag nach Epiphania im Universitätsgottesdienste zu Erlangen, Erlangen 1878.

24 Klie, Thomas: Präsenz und Präsentation. Liturgie als performatives Handeln, in: Artheon-Mitteilungen Nr. 24 (2006), 12-18, 12.

25 Vgl. Dressler, Bernhard: Performanzen des Glaubens in der Religionspädagogik, in: Verkündigung und Forschung 54 (2009), H. 2, 64-75.

26 Meyer-Blanck, Michael: Inszenierung des Evangeliums. Ein kurzer Gang durch den Sonntagsgottesdienst nach der Erneuernten Agende, Göttingen 1997, 12.

27 Vgl. Weyer-Menkhoff, Stephan: Die Ästhetik der Liturgie, in: Liturgisches Jahrbuch 52 (2002), 254-261. Die frappierende Nähe der Überlegungen zu Hans Asmussen wie zu Wilhelm Löhe wird vom Verfasser nicht explizit benannt.

28 Vgl. Plüss, David: Gottesdienst als Textinszenierung. Perspektiven einer performativen Ästhetik des Gottesdienstes (Christentum und Kultur 7), Zürich 2007 und Roth, Ursula: Die Theatralität des Gottesdienstes (Praktische Theologie und Kultur 18), Gütersloh 2006. Ein ausführliches Referat der beiden Arbeiten findet sich bei Raschzok, Gottesdienst und Dramaturgie, 18-22.

semiotic turn durch Präsenzeffekte im Sinne des performative turn ersetzt und der liturgischen Praxis eine integrale Theorie unterlegt, die aus dem Gespräch mit der Ästhetik des Performativen schöpft, betont Ursula Roth stärker den Ereignischarakter des Gottesdienstes und die sich durch ihn vollziehende Erschließung eines Erfahrungsraumes. Beide Studien vollziehen eine von den kulturwissenschaftlichen Performativitäts- und Theatralitätsdiskursen her perspektivierte Musterung praktisch-theologischer Theorien zum Gottesdienst und zur Predigt. Sie können damit bisher disparate Theorieelemente aus der kulturwissenschaftlichen Perspektive heraus neu sortieren und zu einer integralen Modellvorstellung des Gottesdienstes zusammenführen.

Spuren gottesdienstlicher Performativität in der Liturgik des 19. Jahrhunderts

Historische Spuren, die das Wissen um die Performativität des gottesdienstlichen Geschehens erlebnisorientiert in Kategorien des Dramatischen trotz ansonsten strikter Distanz zum Theater²⁹ auszudrücken versuchen, finden sich in der konfessionellen lutherischen Liturgik des 19. Jahrhunderts bei Johann Friedrich Höfling, Wilhelm Löhe und Carl Adolph Gerhard von Zezschwitz. Bei ihren Versuchen, die Gestalt des lutherischen Gottesdienstes als Messtypus mit Predigt und Abendmahl mit Hilfe von Modellvorstellungen aus der dramatischen Kunst nachzuzeichnen, dient das Dramatische vorrangig dazu, die dem Gottesdienstverlauf innewohnende Spannung in einer Frühform der literaturwissenschaftlichen Leser-Orientierung zu beschreiben und zu verdeutlichen, wie die beiden Höhepunkte Predigt und Abendmahl zueinander in einer dynamischen Beziehung stehen, aus der heraus sich das Ganze des gottesdienstlichen Erlebens für die Feiernden erschließt. Angedeutet wird in diesen frühen subjektorientierten Versuchen konfessioneller Liturgik zugleich, wie sehr die Feier des Gottesdienstes aus menschlicher Perspektive auf die vorrangig durch Stimme, Klang und Bewegung vermittelte Interaktion lebendiger Körper angewiesen bleibt, um zur Entfaltung zu gelangen.

In Johann Friedrich Höflings früher Schrift „Von der Composition der christlichen Gemeinde-Gottesdienste“ von 1837 wird die gottesdienstliche Dramaturgie aus der Erlebnisperspektive der Feiernden beschrieben und zielt auf die in den Hauptgottesdienst zu integrierende Abendmahlshandlung als Gipfelpunkt. „Wie ein natürliches Aufsteigen stattfindet vom Stande der Katechumenen zu dem der fideles, so steigen auch bei jeder $\sigma\nu\nu\alpha\zeta\iota\varsigma$ die Akte der Communion von der missa catechumenorum zu der missa fidelium auf. Der Kreis, innerhalb welches das christlich kirchliche Gemeinschaftsleben sich bethätigt, wird immer enger, die Gemeinschaft selbst immer intensiver, der anfangs mehr bloß darstellende Charakter der gottesdienstlichen Handlung

²⁹ Vgl. das Zitat bei Heinrich Alt, das die Stimmung der damaligen Praktischen Theologie gegenüber dem Theater in treffsicherer Weise zum Ausdruck bringt: „Fast möchte es scheinen, als könne in unseren Zeiten von einem Verhältniß zwischen Theater und Kirche überhaupt keine Rede sein. Beide stehen, man kann nicht einmal sagen, so feindlich einander gegenüber – denn dies wäre immer noch ein Zeichen von lebendigem Interesse – sondern so fremd und isolirt, die eine hier, das andere dort, dass sich kaum irgend eine Beziehung zwischen ihnen herausfinden lässt.“ (Alt, Heinrich: Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt, Berlin 1846, 693)

geht immer mehr in den vollziehenden über, bis sich zuletzt Alles mit dem höchsten sakramentlichen Vollzuge der innigsten und seligsten Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser und seinen Erlöseten in der Eucharistie abschließt. Es findet ein Fortschritt statt von den biblischen Vorlesungen zur Predigt, von der Predigt zum Gebet, vom Gebet zur Communion; weiter aber kann der Gottesdienst nun nicht mehr fortschreiten, er ist zu seinem Ziele gekommen, hat das Höchste, was es im christlichen Leben giebt, im Sakramente erreicht; von nun an müßte die Handlung rückwärts gehen, wenn sie nicht geschlossen werden sollte.³⁰ Die Predigt als „Akt fortdauernder Grundlegung und Grunderhaltung“ ist Basis des ganzen übrigen Kultus und sichert den Charakter der Wahrheit und der Freiheit des Gottesdienstes. Im gläubigen Sakramentsgenuß als objektiv göttlichem Akt „schmilzt die Gemeinde zu einer wahren Einheit mit dem Herrn und unter einander zusammen, während sie bei der Predigt, welche so sehr von der Persönlichkeit und Subjektivität des Geistlichen abhängt, diesem immer, zur Prüfung und zum Urtheil herausgefordert, gegenüber stehen bleibt und sich an dem Vortrage eben sowohl ärgern, als durch denselben erbauen kann.“³¹

Wilhelm Löhe versteht den Gottesdienst in seinen liturgischen Überlegungen und Agendenentwürfen als dramatisch-poetisches Geschehen voller innerer Schönheit, an welchem die feiernde Gemeinde aktiv partizipiert und in dem sie Predigt und Abendmahlsfeier als Höhepunkt der Begegnung mit dem auferstandenen Christus erlebt. Der Gottesdienst stellt sich als ein dramaturgisch inszeniertes Geschehen dar, das einen Raum des Erlebens für die Gottesbegegnung der Feiernden eröffnet. „Da erscheint das gottesdienstliche Leben in seiner Vollständigkeit. Die Gemeinde empfängt durch Wort und Tat des Herrn (Sakrament) und gibt durch Wort und Tat (koinonia), und die Begegnung Gottes, des Herrn, und seiner Gemeinde im feierlichsten Ernst ist Lebenshöhe. In der Kommunion ist nicht bloß Wortgetöne, [...]: Hier ist die höchste Poesie, und was Epik, Lyrik und Dramatik aus dem Stoff des gewöhnlichen menschlichen Lebens machen und bilden können, es reicht doch nicht an die Vereinigung aller der heiligsten Lebensblüten und Früchte in der Kommunion“³². Die Anordnung der einzelnen Bestandteile des Gottesdienste erweist sich als „das höchste Kunstwerk“, das je aus Menschenhänden kam.³³ Gottesdienste sind „Vorgeschmack des Himmels und höchste poetische Schönheit dieser Erde“³⁴. „Die Liturgie der christlichen Kirche ist ein heiliges Drama, dessen wundervolle Kraft durch eingeengte Räume leidet und erst in größeren Kirchen und freieren Räumen sich recht entfalten kann.“³⁵ Wilhelm Löhe vergleicht den Gang der Liturgie des Hauptgottesdienstes mit einem zweigipfeligen Berg, „dessen einer Gipfel, wie etwa bei Horeb oder Sinai, niedriger ist als der andere. Der erste Gipfel ist die Predigt, der zweite das Sakrament des Altars, ohne welches ich mir einen vollendeten Gottesdienst auf Erden nicht denken kann. Man ist bei dem Hauptgottesdienste immer im Steigen begriffen, bis man bei dem Tisch des Herrn an-

30 Höfling, Johann Wilhelm Friedrich: Von der Composition der christlichen Gemeinde-Gottesdienste oder von den zusammengesetzten Akten der Communion. Eine liturgische Abhandlung Erlangen 1837, 30.

31 Ebd., 48f.

32 Löhe, Wilhelm: Der Evangelische Geistliche, Zweites Bändchen (1858), GW 3,2, 251.

33 Ebd.

34 Löhe, Wilhelm: Von den heiligen Personen, der heiligen Zeit, der heiligen Weise und dem heiligen Orte (1859), GW 3, 1, 570.

35 Ebd., 598.

gelangt ist, wo man nichts Höheres mehr über sich hat als den Himmel und deshalb nur noch im *Nunc dimittis* einen entsprechenden Ausdruck für das inwendige Sehnen findet.³⁶

In seiner 1878 in der Erlanger Universitätskirche gehaltenen Predigt mit dem Titel „Unser Gottesdienst nach seinem Wesen und inneren Gang“ bietet Carl Adolph Gerhard von Zezschwitz eine „Einführung in den Zusammenhang, in die Schönheit und Größe unsrer Gottesdienste“³⁷ als „Vorfeier der Ewigkeit“, da Christen hier schon „im Genuß der Gemeinschaft Gottes“ leben³⁸ und überwindet darin die der zeitgenössischen Liturgik geläufige Ablauforientierung in Richtung einer Erlebnisimagination. Der Gottesdienst stellt ein künstlerisches Werk komplexer Struktur dar, das auf das Erleben der Feiernden zielt. „Wir nennen unsre Feier Gottesdienst, weil auch die himmlische Gemeinde keinen andren Grundton ihrer Feier kennt [...] Aber was auch dabei der Himmel noch feiert, sind die Heilstaten Gottes. Als deren Frucht genießen auch wir schon, was jene vollendet besitzen: die Gemeinschaft Gottes. Ja wir vielmehr, die wir noch auf dem Wege sind, ruhen allwöchentlich wieder an den Brunnen des lebendigen Wassers, die uns im Worte Gottes und den heiligen Sacramenten eröffnet sind, und erquicken uns an der Gemeinschaft Gottes in seinen Gnadenmitteln, durch den heiligen Geist. Feier der Gottestaten und Gottesgemeinschaft ist die Wesensgrundlage alles christlichen Gottesdienstes. Was wir selbst darbringen in Bitte und Dank, in Lobpreis und Anbetung, in Gaben und Selbstopfer, das schlingt sich um Gottes Gaben nur herum, wie die Rebe um den Stamm; das geht nur vorbereitend vorher und begleitet nachfolgend den Genuß der Gnaden und Gaben Gottes, die uns in Wort und Sacrament gespendet werden.“³⁹ Der vorgängige Genuss des Wortes Gottes erneuert und erweckt „die Herzen der Gläubigen immer aufs Neue zu Verlangen und Sehnsucht nach der höchsten Feier der Gemeinschaft mit Gott im Sacramente [...] Wir übersehen so den Gang des Gottesdienstes nach Ziel und Weg in seinen beiden Hauptstationen. Erst die Segnung mit dem Wort, dann die höhere Segnung im Sacramente.“⁴⁰ Dabei beherrscht ein „Gesetz der Steigerung vom Niederen zum Höheren [...] den ganzen Gottesdienst“⁴¹ und bestimmt den inneren Fortschritt der Hauptteile des Gottesdienstes. Carl Adolph Gerhard von Zezschwitz verdeutlicht dies am Beispiel der Salutation: „Ein Wort vor Allem bezeichnet die Grenze zwischen den Hauptteilen und der Vorfeier. Das ist der Gruß: ‚Der HErr sei mit Euch!‘ Wie einst der Engelgruß an Maria, kündigt dieses Wort der Gemeinde an, dass der Herr kommt; ja mehr, dass der ‚Immanuel‘ heißt, ‚Gott mit

36 Löhle, Wilhelm: *Agende für christliche Gemeinden* (1852), GW 7, 1, 13. – Zu Löhles Gottesdienstverständnis vgl. Fenske, Wolfgang: *Liturgie und Theologie. Impulse Wilhelm Löhles für eine zukunftsfähige Agende*, in: Kerner, Hanns (Hg.): *Zwischen Heiligem Drama und Event. Auf dem Weg zu einer zukunftsfähigen Agende*, Leipzig 2008, 77-98, Fenske, Wolfgang / Raschzok, Klaus: *Das Abendmahl nach den Ordnungen von Privatagenden*, in: Pahl, Irmgard (Hg.): *Coena Domini II. Die Abendmahlsliturgie der Reformationskirchen vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Fribourg 2005, 192-217, Raschzok, Klaus: *Der praktische Theologe Wilhelm Löhle*, in: Schoenauer, Hermann (Hg.): *Wilhelm Löhle (1808-1872). Seine Bedeutung für Kirche und Diakonie*, Stuttgart 2008, 183-216 und Seitz, Manfred: *Gottesdienst und liturgische Sprache bei Wilhelm Löhle*, in: Blaufuss, Dietrich (Hg.): *Wilhelm Löhle. Erbe und Vision (Die Lutherische Kirche – Geschichte und Gestalten 26)*, Gütersloh 2009, 33-49.

37 Von Zezschwitz, Carl Adolph Gerhard: *Unser Gottesdienst*, a.a.O., 3.

38 Ebd., 4.

39 Ebd., 5.

40 Ebd., 6.

41 Ebd., 7f.

uns', der mit uns handelt in Wort und Sacrament. Daß alle Christenfeier Gemeinschaft ist mit Gott, sichert dieser Eingangsgruß ausdrücklich zu. – Wie Maria, neigt dann die Gemeinde sich der verheißungsvollen Botschaft; dem menschlichen Diener aber gibt sie denselben Wunsch zurück: ‚und mit deinem Geiste.‘ Immer aufs Neue nehmen so Gemeinde und Amt Stellung zu einander, in seligem Geben und Nehmen vereint, der Gemeinschaft Gottes zu genießen. Darum wiederholt sich derselbe Vorgang vor der Sacramentsfeier aufs Neue, und tritt nach unsrer Kirchensitte derselbe Gruß letztlich noch einmal vor der Segenshandlung am Schlusse ein, die alle Segnungen der gottesdienstlichen Gemeinschaftsfeier zusammenzufassen bestimmt ist.⁴² Der Gottesdienst erscheint als ein Kunstwerk, „wie nur die Meister der Tonkunst es verstehen, am Anfang eines Oratoriums das Hauptthema, ja schon das Finale des vollen Chores, vorzuklingen zu lassen in leisen einzelnen Motiven.“⁴³ Gerade das Vaterunser im Rahmen der Abendmahlsfeier zeigt, wie die Feiernden in das Feierguschehen involviert werden und an sich eine Verwandlung erleben: „Das ‚Vater-Unser‘ ist vor allen Anderen das Gebet der Kinder Gottes. Wie diese jetzt ihr höchstes und heiligstes Tischrecht im Hause des Vaters zu betätigen im Begriffe stehen, so üben sie auf dem Höhepunkt aller Christenfeier die höchsten Rechte jener Prärogative aus. Die Kinder Gottes reden mit ihrem Gott von Seinen Angelegenheiten als von ihren eigenen – von Seines Namens Heiligung, von Seinem Reich und Willen. Das Endziel aller Dinge ist Gegenstand der Rede wie im himmlischen Rat und Heiligtum selbst. Und wenn wir dann auf die eigenen Bedürfnisse zu sprechen kommen mit den letzten Bitten, so gewinnt an dieser Stelle Alles einen neuen Klang und tieferen Sinn.“⁴⁴

Die konfessionelle lutherische Liturgik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tastet sich damit in Zusammenhänge, welche ein Jahrhundert später im Gespräch der Praktischen Theologie mit einer kulturwissenschaftlich orientierten Theaterwissenschaft noch exakter modellhaft beschreibbar werden. Mittels der Theatralitätsdiskurse wird eine in der evangelischen Liturgiewissenschaft über Jahrzehnte gewachsene Einsicht theorie- und zu den kulturwissenschaftlichen Diskursen hin anschlussfähig gemacht.

Dramaturgie als performative Praxis

In einem Zwischenschritt soll nun deutlich werden, wie performative Praxis mittels des Dramaturgiebegriffs im theaterwissenschaftlichen Diskurs als eigenständiger wissenschaftlicher Zugang zur Aufführungspraxis beschrieben und anschließend modifiziert auf die gottesdienstliche Praxis übertragen werden kann. Dabei ist jedoch zu beachten, dass der Dramaturgiebegriff in der Praktischen Theologie bisher vor allem im Sinne eines Teilmomentes der gottesdienstlichen Gestaltung und damit als Ausdruck von Spannungen im Zusammenhang von Gottesdienst und Predigt verwendet wird.⁴⁵

42 Ebd., 10f.

43 Ebd., 11.

44 Ebd., 19f.

45 Vgl. Raschzok, Klaus: Gottesdienst und Dramaturgie, 15 u. 26ff. – Ein aufschlussreiches Beispiel dafür bietet Baltruweit, Fritz: Von der Idee zur Inszenierung. Grundbegriffe für Ganzheitlichkeit: Raum/Dramaturgie/Visualisierung/Licht/Musik/Symbolik, in: Für den Gottesdienst H. 60 (2004), 12-22, 14: „Dramaturgie im Gottesdienst ist nichts Neues. Die Liturgie an sich lebt von der ihr eigenen Dramaturgie,

Ein Blick in die Geschichte der deutschsprachigen Theaterwissenschaft dagegen zeigt, dass Dramaturgie dort nicht nur ein Gestaltungsmoment unter weiteren darstellt, sondern auch als umfassendes Konzept verstanden werden kann. Von daher ist es lohnenswert, den Spuren der Analogie der theatralen zur gottesdienstlichen Dramaturgie nachzugehen und dazu auf das Konzept des Jenaer Theaterwissenschaftlers Hugo Dinger vom Anfang des 20. Jahrhunderts zurückzugreifen.⁴⁶ Erst auf diesem Wege wird es möglich, die gottesdienstliche Dramaturgie als eine umfassende Kunst zu beschreiben, welche sich am Ereignischarakter einer gottesdienstlichen Inszenierung orientiert und damit Grundlagen für die Beschreibung einer spezifischen gottesdienstlichen Kompetenz zur Verfügung stellt.

Der Jenaer Theaterwissenschaftler Hugo Dinger (1865-1941) begründet 1904/05 in seinem zweibändigen Werk „Dramaturgie als Wissenschaft“ die Theaterwissenschaft als eigenständige Disziplin und emanzipiert sie von der Literaturwissenschaft. Seine Überlegungen sind für die gottesdienstliche Theoriebildung nicht zuletzt deshalb hilfreich, weil Dingers umfassendes Verständnis der Dramaturgie als Wissenschaft die Akteure auf der Bühne wie das Publikum und die wissenschaftliche Reflexion des Aufführungsgeschehens einschließt. Der Vorteil eines Rückgriffs auf Hugo Dingers Dramaturgieverständnis für die Lehre vom Gottesdienst könnte darin bestehen, dass damit nicht nur ausschließlich die „handwerkliche“ Perspektive der Dramaturgie in den Blick gelangt, was etwa bei Martin Nicols „Dramaturgischer Homiletik“ auf der Theorieebene ein nicht unerhebliches Problem darstellt. Zudem vermag Dingers Dramaturgiebegriff den engen Zusammenhang von Theorie und Praxis hervorzuheben und bringt die Ereignis- bzw. Aufführungsorientierung der Theaterwissenschaft im Gegensatz zur bloßen Anwendung eines literarischen Werkes durch die Bühne zum Ausdruck. Der Text eines Bühnenstückes selbst erhält in dieser Konzeption sekundäre Bedeutung. Hugo Dinger versteht die Dramatik als konkrete Kunst, welche die Totalität der Erscheinungen wiedergibt und sich am Ereignischarakter einer Aufführung orientiert. „Ich möchte unter ‚Dramaturgie‘ die gesamte wissenschaftliche Behandlung der dramatischen Kunst verstehen, in theoretischer wie auch in praktischer Absicht, die Bedingungen, die Ziele und Aufgaben einer also gedachten wissenschaftlichen Disziplin zu erörtern, ist hier das Thema.“⁴⁷ Bezeichnenderweise schränkt Hugo Dinger die in der Dramaturgie als Wissenschaft zu vermittelnde akademische Bildung nicht ausschließlich auf die beruflich mit dem Theater Beschäftigten ein, sondern rechnet auch das „Publikum“ zur Zielgruppe dieser Disziplin. So hat Dramaturgie als praktische Wissenschaft im umfassenden Sinne „die Aufgabe, diejenigen, die sich mit dramatischer Kunst irgendwie befassen wollen, methodisch auszubilden und zu schulen; mögen sie dereinst im speziellen Berufe als ausübende Künstler, Dichter, Kritiker, Lehrer

durch die der Weg vom Anfang bis zum Ende des Gottesdienstes zurückgelegt wird [...]. Wenn ich weiß, welche Botschaft in dem Gottesdienst ihren Ausdruck finden soll, versuche ich, die Emotionen und die Aussagen der Botschaft [...] liturgiefähig zu machen und sie in die einzelnen liturgischen Stationen zu ‚übersetzen‘.“

46 Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen, Frankfurt/Main 2004, 42ff. wählt einen ähnlichen Weg. Sie benutzt jedoch anstelle des Dramaturgie-Begriffs den der „Aufführung“ und bezieht sich dabei auf Max Herrmann, den Begründer der Berliner Theaterwissenschaft als einen Zeitgenossen Hugo Dingers, der 1914 die Theaterwissenschaft als „Wissenschaft von der Aufführung“ begründet.

47 Dinger, Hugo: Dramaturgie als Wissenschaft. Bd. 1: Die Dramaturgie als theoretische Wissenschaft, Leipzig 1904, VII.

näher treten, oder mögen sie nur als Publikum zu jener begeisterten Gemeinde zählen, die der Kunst mit regem Interesse, urteilsfähig und urteilsstrebend, naht und in ihr eine reiche Erquickung sucht.“⁴⁸ Für Hugo Dinger ist die dramatische Kunst „Darstellung in der sinnlichen Anschauung, nicht in der abstrakten Vorstellung, [...] nicht erzählte Handlung, sondern angeschaute. Durch abstrakte Vorstellung als Mittel wirkt vermöge der Intuition und Assoziation die Kunst der Dichtung, in konkreter ‚Vorstellung‘ – das Wort buchstäblich genommen, im Sinne von Vorführung – die dramatische. Die sogenannte dramatische ‚Dichtung‘ aber ist – prinzipiell betrachtet – im besten Falle nur die abstrakte Konzeption, die voraus konstruierte und gedachte Erscheinung und Wirkung des Dramatischen, die sich zur eigentlichen Kunst nur so verhalten kann, wie etwa der architektonische Entwurf zum sichtbaren Werke der Baukunst, oder wie die Noten zur Musik“.⁴⁹ Eine „Lektüre der dramatischen ‚Dichtung‘ erfordert daher stets in der Phantasie die Übersetzung in die darstellerischen Mittel einer anderen Kunst, und zwar in die Mittel jener konkreten Darstellung, über die die Dichtkunst ihrem ganzen Wesen nach nicht verfügt und nicht verfügen kann und die von so eigentümlicher Wirkung sind, daß sie der Konzeption eine ganz bestimmte Richtung erteilen.“⁵⁰ Die dramatische Kunst ist nicht an eine Bühne gebunden.⁵¹ So weist Hugo Dinger darauf hin, dass auch der religiöse Ritus Spuren primitiver Dramatik aufzeigt.⁵² Die dramatische Kunst ist für ihn „die konkrete Kunst, die Räumliches und Zeitliches, Kausalität und Motivation in einem und demselben Gebilde darstellt, die volle Wirklichkeit adäquat reproduziert, mit der Möglichkeit einer künstlerisch-ästhetischen Behandlung durch Elimination, Idealisierung und Steigerung.“⁵³ Sie „gibt die volle Totalität der Erscheinungen wieder.“⁵⁴

Im Sinne einer praktisch-theologischen Klärung ist es hilfreich, an dieser Vorstellung der Dramaturgie als einem eigenständigen wissenschaftlichen Zugang zu den Phänomenen der theatralen Aufführungspraxis anzuknüpfen und analog dazu die gottesdienstliche Dramaturgie als die Kunst des eigenständigen Wahrnehmungsmodus der Praktischen Theologie für die Feiargestalt des Glaubens zu verstehen.⁵⁵ Mit dieser eigenständigen Perspektive konkurriert jedoch das innerhalb der wissenschaftlichen Theologie wie der kirchlichen Arbeit gerade im Zusammenhang gottesdienstlicher Fragen beliebte Modell einer Praktischen Theologie als Anwendungs- bzw. Applikationswissenschaft der akademischen bzw. kirchlichen Theologie auf die kirchliche Praxis hin, das sich am Beispiel der vom Theologischen Ausschuss der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD) geführten Kontroverse

48 Dinger, Bd. 1, 2.

49 Dinger, Bd. 1, 242.

50 Dinger, Bd. 1, 244f.

51 Vgl. Dinger, Bd. 1, 252.

52 Vgl. Dinger, Bd. 1, 257.

53 Dinger, Hugo: Dramaturgie als Wissenschaft. Bd. 2: Die dramatische Kunst im System der Künste, Leipzig 1905, 197.

54 Dinger, Bd. 2, 199.

55 Dies legt sich insbesondere durch die beiden aktuellen Studien von David Plüss und Ursula Roth nahe, welche einen solchen umfassenden, an der Theaterwissenschaft orientierten Zugang zu den gottesdienstlichen Phänomenen auf je eigenständige Weise vorgelegt haben, ohne dieses spezifische methodische Vorgehen bereits explizit als gottesdienstliche Dramaturgie bezeichnet zu haben.

um Israelkriterium und Eucharistiegebet auf dem Weg zum Evangelischen Gottesdienstbuch von 1999 näher konkretisieren lässt.

Die Kontroverse um Israelkriterium und Eucharistiegebet im Vorentwurf Erneuerte Agende von 1989 als Konkretion des Anwendungsmodells Praktischer Theologie

Das in der vom Theologischen Ausschuss der VELKD und seiner Vorsitzenden, der Kirchenhistorikerin Dorothea Wendebourg, geführten Kontroverse um Israelkriterium und Eucharistiegebet im Vorentwurf Erneuerte Agende als Argumentationshilfe dienende Anwendungsmodell Praktischer Theologie und insbesondere ihrer Teildisziplin Liturgiewissenschaft geht von der unhinterfragten Annahme aus, dass sich biblische, historische und dogmatische Aussagen bzw. Einsichten unmittelbar auf die Praxisgestalt des Glaubens anwenden lassen und damit linear in diese transferiert werden können.⁵⁶ Die Aufgabe der Praktischen Theologie beschränkt sich in diesem Anwendungsmodell darauf, lediglich praxisgerecht bzw. gegebenenfalls zeitgemäß in die Praxis umzusetzen, was die anderen theologischen Disziplinen als normative Vorgabe erarbeitet haben.

Im Rahmen des Stellungnahmeverfahrens zum 1990 vorgelegten Vorentwurf der Erneuernten Agende monierten die im christlich-jüdischen Gespräch engagierten Gruppen die Israelvergessenheit des Vorentwurfs. Die „Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden (KLAK)“ setzte einen eigenen Projektausschuss ein, der die liturgischen Entwürfe unter dem Gesichtspunkt der Begegnung mit dem Judentum diskutierte. Die 1993 gemeinsam mit dem „Evang.-Luth. Zentralverein für Zeugnis und Dienst unter Christen und Juden“ vorgelegte Stellungnahme sah im Vorentwurf der Erneuernten Agende den in der öffentlichen Gottesdienstpraxis darzustellenden Stand des christlich-jüdischen Gesprächs in keiner Weise angemessen repräsentiert. Anstoß wird daran genommen, dass die jüdischen Wurzeln des evangelischen Gottesdienstes im Vorentwurf lediglich material präsent sind, nicht ausreichend thematisiert werden und sich zu wenig in der Gottesdienstgestaltung niederschlagen. Das KLAK-Votum wurde von der „Arbeitsgruppe Erneuerte Agende“ an die Kirchenleitungen mit der Bitte um theologische Kriterien zur Umsetzung bei der Bearbeitung von liturgischen Texten überwiesen. VELKD und EKU schalteten zur Beantwortung ihre theologischen Ausschüsse ein und übernahmen damit ebenso unhinterfragt das implizierte Verständnis der Liturgie als Applikation von Theologie bzw. kirchlicher Lehre.⁵⁷ Die 1996 vorgelegte gemeinsame Stellungnahme der Theologischen Ausschüsse der VELKD und der EKU bestätigte, dass agendarische Festlegungen „wie alle praktisch-theolo-

56 Dem Anwendungsmodell eng verwandt sind die in der evangelischen Liturgiewissenschaft seit dem 19. Jahrhundert immer wiederkehrenden Versuche, die Gestaltung des Gottesdienstes an zuvor ermittelten theologischen Prinzipien zu orientieren. Vgl. dazu z.B. aktuell Weyel, Birgit: Welche Agende brauchen wir 2017?, in: Meyer-Blanck, Michael / Raschzok, Klaus / Schwier, Helmut (Hg.): Gottesdienst feiern, 156f., welche die Gestalt des Gottesdienstes für eine dem Grundsatz der reformatorischen Rechtfertigungslehre nachgeordnete hält. Gewachsene Gottesdienstformen seien nichts anderes als liebe Gewohnheiten, an denen aus protestantischer Sicht nichts hänge.

57 Vgl. die detaillierte Analyse bei Raschzok, Klaus: Die Gegenwart Israels im evangelischen Gottesdienst. Zum „Israelkriterium“ des Evangelischen Gottesdienstbuches, in: Kirche und Israel 16 (2001), 48-61.

gischen Entscheidungen im Horizont verbindlicher kirchlicher Lehre zu treffen und zu verantworten⁵⁸ sind. Ein solcher in der Stellungnahme zum Ausdruck gebrachter sachlicher Primat der theologischen Lehre gegenüber einer daraus abzuleitenden Praxis wird jedoch der lebendigen Wechselwirkung zwischen gottesdienstlicher Praxis und theologischer Theorie nicht gerecht.⁵⁹

Die zweite Kontroverse um das Eucharistiegebet im Vorentwurf der Erneueren Agenda wird in den Jahren 1997-2003 zwischen der Vorsitzenden des Theologischen Ausschusses der VELKD, Dorothea Wendebourg, und den beiden evangelischen Liturgiewissenschaftlern Frieder Schulz und Hans-Christoph Schmidt-Lauber geführt.⁶⁰ Den äußeren Anlass bietet die Übernahme katholischer Hochgebete aus dem Missale Romanum von 1970 in die Abendmahlsordnungen des Vorentwurfs der Erneueren Agenda von 1989. Die dafür verantwortliche Arbeitsgruppe sah sich durch den bislang unwidersprochenen Konsens evangelischer Liturgiewissenschaft zum Eucharistiegebet legitimiert, der sich seit Mitte der 1950er Jahre im Fach herausgebildet und nun seinen definitiven Niederschlag in einem Entwurf für die gottesdienstliche Praxis gefunden hatte. Bereits der Theologische Ausschuss der VELKD hatte den Eucharistiegebeten des Vorentwurfs aus dogmatischen Gründen eine deutliche Absage erteilt.⁶¹ Dorothea Wendebourg setzte sich im Anschluss daran als Kirchenhistorikerin in ihrer Tübinger Antrittsvorlesung von 1997 nochmals kritisch mit den Eucharistiegebeten des Vorentwurfs der Erneueren Agenda und den sie stützenden Interpretationen von Luthers Abendmahlsordnungen durch Frieder Schulz und Hans-Christoph Schmidt-Lauber auseinander und lehnte deren Vorgehen als unwissenschaftlich ab. Das Fach Kirchengeschichte erhob damit implizit den Anspruch, zentrale Instanz in der Klärung dogmatischer und liturgischer Fragen zu sein und disqualifizierte darin die Liturgiewissenschaft. Liturgische Gestaltung stellt jedoch keine Anwendung historischer oder dogmatischer Vorgaben auf die Gestaltung des Gottesdienstes dar. Die entscheidende Problematik des Streites um das Eucharistiegebet bestand daher darin, dass die Kirchenhistorikerin Dorothea Wendebourg aus ihren Beobachtungen am historischen Material mittels des Anwendungsmodells unmittelbare Konsequenzen für die gegenwärtige liturgische Praxis abzuleiten versuchte. Die Praktische Theologie dagegen hat in einem eigenständigen, auf die Praxisgestalt des Glaubens bezogenen Reflexionsakt Klärung darüber zu vollziehen, wie historische und dogmatische Sachverhalte angemessen auf die Feierygestalt des Glaubens im Gottesdienst zu beziehen sind. Möglicherweise beruhte die vorschnelle Anwendungsforderung Dorothea Wendebourgs auch auf einer zu einseitig inhaltsorientierten dogmatisch-historischen Lektüreperspektive gegenüber Luthers Abendmahlsordnungen, welche in der Rekonstruktion der reformatorischen Abendmahlsfeier aus den zur Verfügung stehenden Textquellen den Aspekt

58 Abdruck der Stellungnahme in: Streit um das Gottesdienstbuch („Erneuerte Agenda“): Theologie nach Auschwitz oder Theologie „als wäre nichts geschehen“? (Schriftenreihe des Evangelischen Arbeitskreises Kirche und Israel in Hessen und Nassau 17), Heppenheim 1999, 15-28, 22.

59 Vgl. Schwier, Helmut: Die Erneuerung der Agenda. Zur Entstehung und Konzeption des „Evangelischen Gottesdienstbuches“ (Leiturgia NF 3), Hannover 2000, 332.

60 Vgl. Raschzok, Klaus: Der Streit um das Eucharistiegebet in den Kirchen der Reformation, in: Haunerland, Winfried (Hg.): Mehr als Brot und Wein. Theologische Kontexte der Eucharistie, Würzburg 2005, 145-172 sowie Wallraff, Martin: Eucharistie oder Herrenmahl? Liturgiewissenschaft und Kirchengeschichte im Gespräch, in: Verkündigung und Forschung 51 (2006), H. 2, 55-63.

61 Vgl. Schwier, Helmut: Erneuerte Agenda, 358ff.

der Performativität zu wenig beachtet. Die reformatorische Abendmahlshandlung hätte sachgerechter als ein performatives Geschehen beschrieben werden müssen, das verschiedene Akte des Redens und Handelns im Vollzug der Aufführung vereinigt, die dogmatisch jedoch voneinander zu trennen sind. Martin Luthers Abendmahlsordnungen stellten dann keine dogmatisch-liturgischen Anweisungen, sondern vielmehr die Notation eines multiperspektivischen Beziehungsgeschehens zwischen Gott, Gemeinde, Liturg, Raum und eucharistischen Elementen dar.

Die Zumutung eines solchen dem Fach Praktische Theologie zugestandenen eigenständigen praxisbezogenen Modus von Theologie besteht in der massiven Komplexitätssteigerung des wechselseitigen Verhältnisses von theologischer Theorie und Praxisgestalt des Glaubens. Dieses Verhältnis kann nun nicht mehr einfach nur applikativ bzw. anwendungsorientiert beschrieben werden, sondern macht die Ausbildung eigenständiger Wahrnehmungs- und Beschreibungsverfahren im intermediären Raum zwischen Theorie und Praxisgestalt erforderlich. Diese haben sich an Überlegungen zu orientieren, welche gegenwärtig in einer kulturwissenschaftlich orientierten Wissenschaftstheorie unter dem Stichwort eines philosophischen Praxisbegriffes diskutiert werden. Dieser zielt auf eine Lösung aus dem bisher dominanten Subjekt-Objekt-Schema und liefert ein alternatives Modell der Welterschließung. „Handelnde, Sprechende und Wahrnehmende sind [...] Teile eines Geflechtes von Rahmenbedingungen, die nicht nach Art eindeutig präzifizierbarer Objekte vorliegen, sondern die durch die Lebensform einer Kultur und Epoche, durch den Sprachgebrauch einer Interessengemeinschaft und durch soziale Normen und Standards einer Gesellschaft geprägt werden. Die Praxis stellt ein Beziehungsgeflecht zwischenmenschlicher Aktivitäten, ihrer Bedingungen und Strukturvoraussetzungen dar, deren wesentliches Charakteristikum darin besteht, dass Sinn gemeinsam, d.h. intersubjektiv und interaktiv, kooperativ oder konfligierend, in einer sozial geteilten Welt ausgehandelt und hervorgebracht wird. ‚Wahre Wahrnehmung‘ ist insofern intersubjektiv bewährte und sozial verbriefte Wahrnehmung.“⁶² Praxis wird damit als Vernetzungsstruktur interdependenter Handlungszusammenhänge beschrieben.

Gottesdienstliche Dramaturgie

Gottesdienstliche Dramaturgie versucht, den performativen Aspekt auch auf der Verfahrensebene von Praktischer Theologie zur Geltung gelangen zu lassen und damit zugleich einen Beitrag zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung zu leisten.⁶³ Aus dem Gespräch mit der kulturwissenschaftlich orientierten, Theatralität als kulturelles Phänomen verstehenden performativen Ästhetik Erika Fischer-Lichtes ergeben sich für die evangelische Liturgiewissenschaft weitreichende Folgerungen für ihr eigenes Selbstverständnis. Sie vollzieht – wie die Praktische Theologie insgesamt – keine lineare Anwendung von Wissensbeständen und Einsichten aus den exegetischen, his-

62 Schürmann, Eva: *Sehen als Praxis. Ethisch-ästhetische Studium zum Verhältnis von Sicht und Einsicht* (stw 1890), Frankfurt/Main 2008, 64.

63 Zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung vgl. Schwier, Helmut: *Liturgische Praxis vor der Qualitätsfrage*, in: Meyer-Blanck, Michael / Raschzok, Klaus / Schwier, Helmut: *Gottesdienst feiern*, 170-179.

torischen oder dogmatischen Disziplinen auf die Gestalt des Gottesdienstes, sondern repräsentiert einen eigenständigen, auf die Praxis des Glaubens bezogenen Modus von Theologie, der im Anschluss an Hugo Dinger als „gottesdienstliche Dramaturgie“ bezeichnet werden kann. Spezifische Aufgabe dieser gottesdienstlichen Dramaturgie ist die Wahrnehmung des christlichen Glaubens in seiner Darstellungs- bzw. Feiargestalt im Gottesdienst.

Die Entwicklung der Theaterwissenschaft hin zu einer Ästhetik des Performativen erweist sich damit als hilfreich für die Beschreibung des gottesdienstlichen Geschehens. Performative Ästhetik geht davon aus, dass Sinn durch den Gebrauch z.B. von Texten produziert wird, und nicht durch die Erhebung von Sinn aus den Texten. In der Theaterwissenschaft Fischer-Lichtescher Prägung konstituiert sich Aufführung durch die leibliche Ko-Präsenz von Akteuren und Zuschauern. Besteht im Theater kein Subjekt-Objekt-Verhältnis zwischen Akteuren und Zuschauern, so hat diese Einsicht auch für die modellhafte Beschreibung des Gottesdienstes Konsequenzen. So wird etwa im Gottesdienst ein Liturgiebuch nicht mehr als Werk verstanden werden können, dessen in ihm vorgegebene Bedeutungen im Gottesdienst zur Aufführung gebracht werden, sondern im Gottesdienst selbst werden neue Bedeutung unter Zuhilfe- bzw. Ingebrauchnahme des Werkes erzeugt. Erforderlich wird damit eine Neubeschreibung der schöpferischen Leistung der gottesdienstlichen Aufführungskunst, innerhalb derer dem Liturgiebuch zwar noch eine wesentliche, aber nicht mehr die alles steuernde und entscheidende Rolle zukommt.⁶⁴

Konsequenzen ästhetisch-performativ orientierter Theoriebildung für den Gottesdienst bestehen unter anderem darin, dass der Alltag der Feiernden und deren Lebenswelt von diesen selbst produktiv bzw. mitschöpferisch in den Gottesdienst eingebracht und nicht mehr durch die Gottesdienstgestaltung allein zur Verfügung gestellt werden muss. Tradition ist keine feste, historisch fassbare Größe, sondern Bestandteil eines kontinuierlichen, sich permanent verändernden Prozesses.

Die Einsichten aus der sozial- und kulturwissenschaftlichen Ritualforschung nötigen dazu, vom partizipationsoffenen anstelle des zielgruppenorientierten Gottesdienstes zu sprechen.

Beim Verhältnis von Text und Inszenierung ist die Arbeit des Liturgen bzw. der Liturgin als freies Spiel mit dem liturgischen Material im Modus der betenden Aneignung zu beschreiben.⁶⁵ Die Mitfeiernden sind am Vorgang der Inhaltskonstitution beteiligt. Im Gottesdienst vollzieht sich eine lebendige Vergegenwärtigung der Wesenszüge des Glaubens und des Heilsgedächtnisses. Von daher eignet dem Gottesdienst Prägekraft zur Formierung christlichen Glaubens.⁶⁶ Diese Prägekraft wird über das gottesdienst-

64 Vgl. Meyer-Blanck, Michael / Raschzok, Klaus / Schwier, Helmut (Hg.): Gottesdienst feiern, und dort v. a. Raschzok, Klaus: Die notwendige Fortsetzung des agendarischen Erneuerungsprozesses. Ergebnisse einer Ausschussarbeit, 9-25 sowie Meyer-Blanck, Michael / Raschzok, Klaus / Schwier, Helmut: Gottesdienst feiern. Die neuen Herausforderungen des agendarischen Reformprozesses, 180-203.

65 Vgl. Fenske, Wolfgang: Wie entsteht ein liturgischer Text? Material- und produktionsästhetische Beobachtungen zur Arbeit an liturgischen Texten im Paradigma des künstlerischen Schaffensprozesses, in: Ders. (Hg.): „Die schönen Gottesdienste des Herrn“. FS Klaus Raschzok zum 50. Geb., Berlin 2004, 21-53.

66 Vgl. Richter, Olaf: Anamnesis – Mimesis – Epiklesis. Der Gottesdienst als Ort religiöser Bildung (Arbeiten zur Praktischen Theologie 28), Leipzig 2005.

liche Ereignis und nicht – wie häufig im Protestantismus angenommen – über die im Gottesdienst vermittelten Inhalte zur Geltung gebracht.

Die kulturwissenschaftlichen Modellvorstellungen bieten die Möglichkeit, die Verbindung des gegenwärtigen Gottesdienstes zur gottesdienstlichen Tradition der Kirche und ihren biblischen Ursprüngen über die Gestalt des Gottesdienstes zu beschreiben und auf diesem Wege Kontinuität zu sichern. Durch den gottesdienstlichen Vollzug wird Heilsgeschichte lebendig gehalten, indem sie mit ihren einzelnen Ereignissen aktuell durch die Feiernden vor Gott in Erinnerung gerufen wird. Kulturwissenschaftliche Theoriemodelle ermöglichen eine hilfreiche Beschreibung der Traditionsbindung des Gottesdienstes, ohne in der bloßen Repristination historischer Gottesdienstformen zu verbleiben, da sie diese Kontinuität ganzheitlich-gestalthaft und nicht lediglich formal-inhaltlich sichern.

Grundlegend hierzu ist die Einsicht in den performativen Charakter des Gottesdienstes: Im Gottesdienst ereignet sich Gottesbegegnung und wird nicht nur lediglich inhaltlich vermittelt.

Ein als „Archiv“ des kulturellen Gedächtnisses der Kirche verstandenes Liturgiebuch nimmt zum Beispiel im Rahmen gedächtnistheoretischer Überlegungen die zum Wiedergebrauch im Gottesdienst bestimmten Texte, Melodien und Handlungsanweisungen im Sinne eines lebendigen Traditionsstromes auf und stellt sie der gottesdienstlichen Feier zur Verfügung. Diese ist damit nichts anderes als eine feierbezogene Auslegung biblischer Texte und Teil eines lebendigen Flussgeschehens, das erst in der schöpferischen Aufnahme durch die Feiernden zu einem vorläufigen Abschluss kommt. Das Liturgiebuch als „Archiv“ sorgt dafür, dass die Texte, Melodien und Handlungen der gottesdienstlichen Tradition präsent und anschlussfähig für die Gegenwart bleiben, welche auf sie bei der gottesdienstlichen Feier aktualisierend zurückgreift. Ein Liturgiebuch stellt damit dasjenige Ensemble an Texten, Melodien und Verhaltensanweisungen zur Verfügung, das erforderlich ist, um sachgerecht im Raum und zusammen mit den ko-präsenten Körpern der Mitfeiernden und den in ihnen eingebrachten Lebens- und Glaubensgeschichten evangelischen Gottesdienst zu feiern.

Gottesdienstliche Dramaturgie als Versuch, den performativen Aspekt auch auf der Verfahrensebene Praktischer Theologie zur Geltung gelangen zu lassen, beschreibt damit den komplexen „Wechselschritt“ zwischen theologischer Theorie und Praxisgestalt der gottesdienstlichen Feier.⁶⁷ Dieses Verfahren ist imstande, sich in einem intermediären Zwischenraum dem Gottesdienst in kritisch-erhellender und zugleich sachlich prüfender Weise zuzuwenden, ohne eine direkte bzw. lineare Anwendung vorzunehmen oder aber auch grundsätzlich abzulehnen. Das Verfahren gewährt immer

67 Vgl. dazu die Überlegungen von Dietrich Korsch und Notger Slenczka zum Verhältnis von Dogmatik und Praktischer Theologie: Korsch, Dietrich: Art. Theologie, in: Gräb, Wilhelm / Weyel, Birgit (Hg.): Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2008, 833-842 geht davon aus, dass die Dogmatik der Praktischen Theologie die Vorstellungslogiken religiöser Sprache zur Verfügung stellt und ihr hermeneutische Modelle anbietet, um Reden und Handeln beim individualitätsgründenden Sinn religiöser Kommunikation zu halten. Slenczka, Notger: Art. Phänomenologie, in: ebd., 770-782 fordert, dass der von der Praktischen Theologie zu leistende Zugang zur Religion von den Transzendenzen des Alltags bzw. der Lebenswelt auszugehen hat und durch eine phänomenologische Analyse der traditionellen Gehalte des christlichen Glaubens unterstützt werden muss, die daraufhin durchsichtig zu machen sind, dass sich in ihnen eine ursprüngliche Erfahrung und eine bestimmte Verfasstheit des Subjekts ausspricht.

beiden Wahrnehmungsperspektiven ihr Eigenrecht, ohne eine der beiden absolut bzw. als allein entscheidendes Kriterium zu setzen.

Der Dramaturgiebegriff erfasst im Blick auf den Gottesdienst die spezifische Vollzugsgestalt der theologischen Theorie eines Gottesdienstes. Diese Vollzugs- bzw. Ereignisgestalt macht zu ihrer Ableitung aus der theologischen Theorie eines Gottesdienstes die Rekonstruktion der je sich aus kopräsenten Körpern, inszenierten Texten, Handlungen, Raum, Zeit und Klang inszenierten Feier als eine spezifische Gestalt der zeitlich-leiblichen Vergegenständlichung erforderlich. Vollzugsgestalt und theologische Theorie stehen in einem prozessualen Wechselverhältnis zu dessen rekonstruierender Beschreibung. Dafür ist die Kenntnis inszenatorischer Prozesse erforderlich. Kopräsenten Körper, Text, Handlung, Raum, Zeit und Klang gehen eine spezifische neue Einheit ein, die sich nicht mehr linear auf eine Ausgangstheorie reduzieren lässt, sondern quasi eine spezifische Anreicherung erfährt.

Qualitätsarbeit an der Dramaturgie eines Gottesdienstes vollzieht sich damit als ein komplexes Geschehen jenseits eingängiger Wertungen. Es geht um die Beschreibung und Bewertung des inszenatorischen Transfers von der (traditionalen) Notation zur Handlung in der Interaktion kopräsenten Körper. Die in diesem Zusammenhang zu verortende Aufführungsanalyse von Gottesdiensten richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Ebene der Beschreibung und Beobachtung. Agendarische Notation bedarf damit immer eines imaginativen Lesens. Sie speichert Erfahrungen des Glaubens in der Vollzugs- bzw. Handlungsgestalt auf.⁶⁸ Diese darf nicht mit zu übermittelnden Inhalten verwechselt werden.

Dramaturgie ist damit kein Gestaltungselement des Gottesdienstes, sondern Vollzugsmodus der dogmatischen Hintergrundlogik. Diese kann nur auf dem Weg der inszenatorisch-performativen Rekonstruktion schrittweise freigelegt werden. Gottesdienstliche Dramaturgie darf auch nicht als Instrument der Qualitäts- oder Effektivitätssteigerung eines Gottesdienstes genutzt werden. Mit Volker Drehsen kann das Verfahren einer gottesdienstlichen Dramaturgie den für den Pfarrberuf professionsspezifischen Respezifikationsleistungen zugeordnet werden.⁶⁹

Evangelische Liturgiewissenschaft verzichtet auf die lineare Anwendung von Wissensbeständen und Einsichten aus den exegetischen, historischen oder dogmatischen Disziplinen der Theologie auf die Gestalt des Gottesdienstes und versteht sich als eigenständigen, auf die Praxis des Glaubens bezogenen Modus von Theologie mit der Wahrnehmung des Glaubens in seiner Darstellungs- bzw. Feierygestalt im Gottesdienst als Aufgabe. Die Sicherung der Ursprungsbindung im ästhetischen Paradigma erfolgt über die Gestalt des Gottesdienstes. Liturgiewissenschaft stellt eine spezifische Form von Theologie dar. Liturgiewissenschaft als Teildisziplin der Praktischen Theologie hat einen spezifischen, von den anderen theologischen Disziplinen nicht abgedeckten

68 Rainer Volp hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass die herkömmliche Ablauflogik in der Gottesdienstvorbereitung durch eine räumlich-szenische Imagination zu ersetzen ist. „Religiöse Rituale sind weniger Rahmenbedingungen für überkommene Inhalte als vielmehr inhaltskonstituierende Regelrepertoires mit hohem Verbindlichkeitsanspruch.“ (Volp, Rainer: Liturgik. Die Kunst, Gott zu feiern. Band 1: Einführung und Geschichte, Gütersloh 1992, 69)

69 Vgl. Drehsen, Volker: Art. Praktische Theologie, in: Gräß, Wilhelm / Weyel, Birgit (Hg.): Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 174-187.

Modus von Theologie, nämlich den der Praxis des Glaubens, sachgerecht und angemessen zu vollziehen.

Gottesdienst und Dramaturgie als Zugang zur Frage nach der Qualitätssicherung macht deutlich, dass theologische Inhalte nicht unmittelbar im Gottesdienst zur Anwendung gelangen, sondern eine Transformation in die Korporalität erfahren. Gottesdienstliche Dramaturgie beschreibt diesen Transformationsprozess mit Hilfe des kulturellen Paradigmas des Theaters als einer verwandten Aufführungspraxis. Gottesdienstliche Dramaturgie ist sich dabei bewusst, immer nur die menschlich mögliche Ausdrucksform des im Geschehen wirksamen bzw. sich an das Geschehen bindenden Geistes Gottes erfassen und beschreiben zu können. Gottesdienstliche Dramaturgie ist der Versuch, die korporale, szenische, gestische und ortsbezogene Transformation komplexer theologischer Erfahrungsbestände in der Gestalt überlieferter Rituale sachgerecht und ereignisorientiert zu beschreiben und damit dem Praxis-Modus als dem der Praktischen Theologie eigenen Verfahren gerecht zu werden. Rainer Volp hat dieses Verfahren zukunftsweisend bereits 1999 als Körperarbeit am Leib Christi bezeichnet: „Das ‚Praktische‘ eines Gottesdienstes ist [...] keine Applikation eines zuvor schon feststehenden Systems, sondern originäre Arbeit an Ausformungen des Christusleibes, mit der ständig neue Systemzusammenhänge formuliert werden.“⁷⁰

Zu beachten ist schließlich auch der Zusammenhang von Gottesbegegnung und gottesdienstlicher Dramaturgie. Werden in dieser das Gebet und insbesondere das eucharistische Beten unter performativem Aspekt betrachtet werden, so beschäftigt sich gottesdienstliche Dramaturgie immer zugleich auch mit dem spezifischen Modus des Gegenwärtig-Werdens Gottes.

Vehement zu kritisieren ist daher die in den evangelischen Kirchen weithin übliche Tendenz, nicht im spezifischen Sinne gottesdienstlich gebildete Kirchenmitglieder mit ihren populären Vorstellungen zum Maßstab gottesdienstlicher Qualität zu erheben, da damit das reformatorische Postulat der Gottesunmittelbarkeit der Getauften lediglich kurzschlüssig zur Norm erhoben wird. Vielmehr geht es um das Erfordernis einer sachgerechten evangelischen *ars participandi* als Voraussetzung für die Mitfeier des traditionskontinuierlichen Gottesdienstes.⁷¹ Zu vergleichen ist dies mit dem Phänomen, dass die gegenwärtigen gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesse im zeitgenössischen Kulturbetrieb eine neue Form der Rezipienten-Schulung zwingend erforderlich machen und ahnen lassen, dass die Forderung nach einer evangelischen gottesdienstlichen *ars participandi* keinesfalls nur das exotische Anliegen eines traditionsfixierten Gottesdienstverständnisses darstellt.⁷² So fordert der renommierte Kunsthistoriker Bazon Brock seit längerem mit seinem Projekt einer „Besucherschule“ die Ausbildung einer sachgerechten Wahrnehmungsfähigkeit der Rezipienten zeitgenössischer Kunst.

70 Volp, Rainer: Liturgik. Die Kunst, Gott zu feiern. Band 2: Theorien und Gestaltung. Gütersloh 1994, 963.

71 Vgl. Raschzok, Klaus: Die Gemeinde im evangelischen Gottesdienst, in: Mildenerger, Irene / Ratzmann, Wolfgang (Hg.): Beteiligung? Gottesdienst als Sache der Gemeinde (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 15), Leipzig 2006, 51-75.

72 Vgl. Pohl-Patalong, Uta: Gemeindegottesdienst? Überlegungen zum Gottesdienst im kirchlichen Strukturwandel, in: Fechtner, Kristian / Friedrichs, Lutz (Hg.): Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch (Praktische Theologie heute 87), Stuttgart 2008, 110-118, 114 spricht von nicht sinnvollen verstärkten Anstrengungen, „die Einstellung von Kirchenmitgliedern zum Gottesdienst zu verändern“.

Künstler arbeiteten jahrelang an ihren höchst anspruchsvollen Werken. „Wieso glaubt man in wenigen Minuten Blickkontakt, in einer einzigen Theateraufführung und beim bemühtesten, aber nur stundenweisen Lesen vielschichtigster Texte den Anforderungen der Werke gewachsen sein zu können? Wo lernen wir als Publikum, dem Komponistenwerk, der Skulptur- oder Malerei, dem Epos gerecht zu werden? Längst ist es an der Zeit, das Publikum genauso zu professionalisieren, wie wir das bisher an den Kunsthochschulen aller Sparten den Künstlern abverlangten! Wo Künstler Lehrjahre, Diplome und Staatsexamen ablegen, haben die Zuschauer, die Zuhörer, die Betrachter ihrer Werke wohl ähnliche Fähigkeiten auszubilden.“⁷³

Eine performative Lektüreperspektive für Peter Brunners Lehre vom Gottesdienst

Die hier vorgelegten Überlegungen zum Zusammenhang von Gottesdienst und Performativität ermutigen im Sinne eines Ausblicks zu einer erneuten Zuwendung zu Peter Brunners „Lehre vom Gottesdienst der im Namen Jesu versammelten Gemeinde“⁷⁴ aus dem Jahr 1954. Mittels einer performativen Lektüreperspektive lässt sich die bisher von der evangelischen Liturgiewissenschaft nur marginal wahrgenommene implizite poetisch-dramaturgische Dimension dieses gottesdiensttheologischen Ansatzes rekonstruieren.⁷⁵ Peter Brunners Gottesdienstlehre kann dann als ein zeitgenössischer Versuch verstanden werden, von der Dogmatik aus in den spezifischen, als gottesdienstliche Dramaturgie bezeichneten intermediären Raum zwischen theologischer Theorie und Praxisgestalt des Gottesdienstes aufzubrechen und einen hilfreichen Beitrag zur gottesdienstlichen Performativität aus Sicht der Dogmatik bereitzustellen. Der damals zeitgenössischen und nahezu ausschließlich historisch fixierten evangelischen Liturgiewissenschaft fehlte ihrerseits die Offenheit für eine solche performative Perspektive, so dass im Grund keine wirklich schöpferische wechselseitige Begegnung zwischen beiden Disziplinen möglich war. Im Weg stand zudem auch Peter Brunners eigene Fiktion, mit seiner sogenannten „liturgiegeschichtlichen Analyse“ bereits über einen eigenständigen methodischen Zugang zur Praxisgestalt des evangelischen Gottesdienstes zu verfügen.⁷⁶ Zudem erwiesen sich die wirkungsgeschichtlich zu ein-

73 Zit. nach Heider, Ernst-Friedrich: SeelsorgeART: Raumerweiterungen in die Materialität der bildenden Kunst. Eine künstlerisch-seelsorgliche Praxistheorie, Diss. theol. Neuendettelsau 2009, 154.

74 Vgl. Brunner, Peter: Zur Lehre vom Gottesdienst der im Namen Jesu versammelten Gemeinde, in: Müller, Karl Ferdinand / Blankenburg, Walter (Hg.), *Leiturgia. Handbuch des evangelischen Gottesdienstes*. Bd. I: Geschichte und Lehre des evangelischen Gottesdienstes, Kassel 1954, 83-361.

75 Dieses Anliegen könnte auch vom Gespräch mit der theologischen Metapherntheorie profitieren. Buntfuß, Markus: *Tradition und Innovation. Die Funktion der Metapher in der theologischen Theorie-sprache* (Theologische Bibliothek 84), Berlin und New York 1997 hat auf die kreative Funktion der theologischen Metapher für die sprachliche Erfassung und Konstruktion der Wirklichkeit aufmerksam gemacht. Die theologische Metaphorik avanciert mittels der modernen Sprachwissenschaft „von einem Defizienzmodus uneigentlicher Rede zu einem genuinen sprachlichen Steigerungsmodus der Theologie.“ (2)

76 Vgl. Rheindorf, Thomas: *Liturgie und Kirchenpolitik. Die Liturgische Arbeitsgemeinschaft von 1941 bis 1944* (Arbeiten zur Praktischen Theologie 34), Leipzig 2007 und das dort im Anhang abgedruckte, auf den 2.12.1942 datierte Dokument „Die Bedeutung der liturgiegeschichtlichen Analyse für die liturgische Arbeitsgemeinschaft“ aus der Hand Peter Brunners (185-187).

seitige Verbindung von Brunners Gottesdiensttheologie mit dem VELKD- bzw. EKV-Agendenwerk der 1950er Jahre und dessen problematische „Brandmarkung“ durch Peter Cornehl als „umfassendste liturgische Restauration, die es in der Geschichte des evangelischen Gottesdienstes in Deutschland je gegeben hat“⁷⁷ als die Wahrnehmung hemmend. Die Agendenwerke der 1950er Jahre können jedoch nur bedingt als die der theologischen Theorie Brunners korrespondierende Fei ergestalt verstanden werden und verhindern einen unvoreingenommenen Zugang zur kreativen Leistung Peter Brunners. Dieser zeichnet in seiner Gottesdienstlehre das Gottesdienstgeschehen in erlebnisorientierter Perspektive in das universale, die irdischen wie himmlischen Kreaturen umfassende Heilsgeschehen und Heilshandeln des dreieinigen Gottes ein. Er beschränkt sich bei seiner Skizze nicht auf die inhaltsorientierten dogmatischen Sachverhalte, sondern imaginiert im Leser ein raumhaft-performatives Geschehen und transformiert damit reformatorische Dogmatik in eine bisher in dieser Weise noch nicht beschriebene Praxisgestalt. Ähnlich wie bei Wilhelm Löhes Gottesdienstlehre kann daher von einer raumhaften, bewegungs- und körperorientierten, die Zeiten transzendierende und im Bewegungsfluss befindlichen biblisch orientierten Dogmatik in plastischer Lehrgestalt gesprochen werden.⁷⁸ Ein wichtiges Indiz dafür bildet der Abschluss von Brunners Gottesdienstlehre mit der Vision der Eulogie als menschlicherseits immer nur fragmentarischer, aber dennoch modellbildender Annäherung an die angemessene Weise des Betens in der evangelischen Abendmahlsfeier. „Die Lehre vom Gottesdienst und seiner Gestalt erreicht ihre äußerste Spitze in dem Versuch, zu sagen, wie die Kirche im Abendmahl über Brot und Wein beten soll.“⁷⁹ Anbetung stellt damit das Ziel einer evangelischen Lehre vom Gottesdienst dar. Peter Brunner verbindet sein als pneumatische Applikation bezeichnetes methodisches Vorgehen zudem mit dem „Wohlgefallen Gottes“, vor welchem der Gottesdienst zu bestehen hat, als dezidiert ästhetischem Schlüsselkriterium. Peter Brunners gottesdiensttheologischer Entwurf hat die Zusammenhänge zwischen Gottesdienst und Performativität geahnt und daher die Form der doxologischen Sprache für die Beschreibung des gottesdienstlichen Fei ergeschehens gewählt. Dieser dogmatischen Grundentscheidung stand jedoch von Seiten der zeitgenössischen evangelischen Liturgiewissenschaft kein entsprechendes performativ strukturiertes Pendant gegenüber. Dies erklärt zugleich die Differenz zu anderen zeitgenössischen systematisch-theologischen Texten wie die damit einhergehende begrenzte Rezeption Peter Brunners innerhalb der Systematischen Theologie. Deutlich wird auch, weshalb sich für Peter Brunners spezifisches Vorgehen in der Gottesdienstlehre weder in der reformatorischen Tradition noch im ökumenischen Kontext umfassendere Vorlagen ausfindig machen lassen.⁸⁰ Peter Brunners Gottesdiensttheologie musste daher von der evangelischen Liturgiewissenschaft inhaltlich-theologisch missverstanden und nicht als performativ orientierter kreativer Sprachversuch, bisher Unausgesagtem sprachlich Gestalt zu verleihen, wahrgenommen werden. Aus heutiger Sicht ist sie jedoch – im Sinne der von der nordamerikanischen Liturgiewissenschaft

77 Cornehl, Peter: Art. Gottesdienst VII. Evangelischer Gottesdienst von der Reformation zur Gegenwart, in: TRE 14 (1985), 54-85, v.a. 77ff.

78 Vgl. Raschok, Klaus: Löhe als praktischer Theologe, 220f.

79 Brunner, 359.

80 Vgl. Eißler, Tobias: Pro ecclesia. Die dogmatische Theologie Peter Brunners (Neukirchener Theologische Dissertationen und Habilitationen 30), Neukirchen-Vluyn 2001, 315.

geprägten Unterscheidung zwischen „primary“ und „secondary theology“⁸¹ – als am elementaren Beschreibungsversuch des gottesdienstlichen Geschehens in doxologischer Sprache gewonnene primäre Theologie zu werten.

Der hier entfaltete Zusammenhang von Gottesdienst und Performativität macht darauf aufmerksam, dass die Transformation dogmatischer Annahmen zum Gottesdienst in die Beschreibung von dessen Feiergestalt und umgekehrt einer spezifischen gottesdienstlichen Dramaturgie bedarf, um nicht voreilig als Anwendung missverstanden zu werden. Der sachgerechte Vollzug einer das Phänomen der Performativität beachtenden gottesdienstlichen Dramaturgie setzt eine spezifische, im Gespräch mit den kulturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen entwickelte performativ orientierte praktisch-theologische Kompetenz voraus. Gottesdienstliche Dramaturgie bietet einen hilfreichen Zugang zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung. Sie zwingt dazu, sich in der nachgängigen Reflexion gottesdienstlichen Geschehens nicht allein auf die vermeintliche Übermittlung von Inhalten und die Erzeugung von Bedeutungen bzw. Sinn zu beschränken, sondern eine eigenständige ereignisorientierte Modellvorstellung des gottesdienstlichen Feiergeschehens zu entwickeln, welche ernst nimmt, dass sich im evangelischen Gottesdienst die Gottesbegegnung korporal vermittelt ereignet und komplexe biblisch-theologische Erfahrungsbestände eine Transformation in einen spezifischen feierbezogenen Praxismodus erfahren, welcher nur durch das dargestellte, der Praktischen Theologie eigene Verfahren einer gottesdienstlichen Dramaturgie sachgerecht nachgängig zu beschreiben ist. Der Zusammenhang von Gottesdienst und Performativität macht zudem sensibel für die Leistung von Liturgiebüchern und den erforderlichen sachgerechten inszenatorischen Umgang mit ihnen als weiterem wichtigen Aspekt der gottesdienstlichen Qualitätssicherung.⁸²



Michaeliskirche Hildesheim

81 Vgl. Raschzok, Klaus / Schödl, Albrecht: Gottesdienst als Lebensform und Ethos, in: Verkündigung und Forschung 51 (2006), H. 2, 64-72.

82 Vgl. dazu ausführlich Meyer-Blanck, Michael / Raschzok, Klaus / Schwier, Helmut (Hg.), Gottesdienst feiern. Zur Zukunft der Agendenarbeit in den evangelischen Kirchen, Gütersloh 2009.

Was ist ein guter Gottesdienst?

GERD KERL

Sie alle sind Expertinnen und Experten für diese Frage. Sie werden es am Ausgang der Kirche, nach einer Beerdigung oder Taufe, einer Trauung oder Konfirmation als Pfarrer oder Pfarrerin gehört haben, oder sie haben es selbst gesagt: Danke, das war ein guter Gottesdienst.

Vielleicht haben sie es aber auch anders gesagt: Danke, das war ein schöner Gottesdienst! Dann geht die Rückmeldung nicht in Richtung Benotung sondern eher auf das Erleben, die Gestaltung und die Ästhetik: Der schöne Gottesdienst hat gut getan.

Wenn Sie selbst Gottesdienste als Besucher oder Besucherin erlebt haben, dann war es für Sie vielleicht erschütternd, dass Sie gedacht haben, naja oder geht so und Ihr Nachbar oder Ihre Nachbarin ganz begeistert war. Die persönliche Erfahrung entzieht sich zunächst einmal einer starren Objektivierung gottesdienstlichen Geschehens von außen. Das ist auch die Grenze von objektivierbaren Standards zu Qualität im Gottesdienst.

Denn wer wollte bestreiten, dass Jesus in der Synagoge in Nazareth nicht in hoher Qualität die Schrift ausgelegt hat. Und dennoch ist das Fazit: „Und er wunderte sich über ihren Unglauben“ (Mk 6,6).

Der leitende Redakteur des „Berliner Tagesspiegels“ sagt: Manchmal sage ich einem Journalisten, der einen Artikel abgeliefert hat: du hast nach den Regeln unserer Zunft alles richtig gemacht, und doch warst du nicht da.

Standards können nur allgemein formuliert werden und Anregung sein, an liturgischer Qualität prozessorientiert zu arbeiten.

Das Impulspapier Kirche der Freiheit der EKD – Eröffnung der Qualitätsdebatte

Unter Wahrung der individuellen und regionalen Gestaltungsfreiheit gilt es, stärker als bisher vergleichbare Qualitätsstandards in den Kernvollzügen der evangelischen Kirche sicherzustellen. Zum Wesen evangelisch verstandener Freiheit gehört es, für wieder erkennbare Formen, beheimatende Rituale und erwartbare Qualitätsstandards einzustehen. Klarheit über die Kernbestände und Kernvollzüge im geistlichen und gottesdienstlichen Leben der Kirche sowie verlässliche Standards im Blick auf Verkündigung, Liturgie und seelsorgerliche Begleitung sind deshalb unverzichtbar.

In allen drei Hinsichten ist ein verlässliches Qualitätsmanagement nötig.

Die Reaktionen auf diesen Aufschlag waren durchaus geteilt. Von schroffer Zurückweisung bis begeisterter Zustimmung konnte man alles hören, je nach Rolle ob Pfarrerin oder Pfarrer oder unzufriedener Gottesdienstbesucher. Inhaltlich wird die Frage diskutiert, welchen Qualitätsbegriff wir theologisch angemessen verwenden sollen oder dürfen. Amrei Störmer-Schuppner hat auf zwei Gefahren aufmerksam gemacht. Folgt man der ISO Norm mit ihren Qualitätshandbüchern, gewinnt man eben nicht nur eine

Vielzahl von Methoden, sondern „eine zwingend damit verbundene Denkweise“ (PTh 98, 2009, S. 498) Die Logik des Ingenieurberufs läuft auf Produktion hinaus und die Frage ist, ob die Kirche als Organisation darauf zu reduzieren ist. Auch das TQM (Total Quality Management) möchte das Qualitätsbewusstsein steigern. Hier spielt der Begriff der Exzellenz eine große Rolle. Aber auch hier ist die unternehmerische Perspektive im Vordergrund. „Die Wirklichkeit, welche die Kirche mit TQM herbeirufen würde, wäre eine Wirklichkeit der Verkaufsbeziehungen“ (Störmer-Schuppner, a.a.O. S. 500).

In beiden Fällen könnte die Kirche schon profitieren, denn die Optimierung von Abläufen ist nicht nur ein Übel, sondern ein Gewinn. Nach wie vor ist die Frage, wann der Kirchenmusiker die Lieder bekommt, nicht verbindlich beantwortet, nach wie vor gibt es kein gutes Vertretungsmanagement, das klärt, was am Sonntag vorher gepredigt wurde oder welche Lieder gesungen wurden.

Gottesdiensthandouts als Orientierungshilfen für Ungeübte sind noch nicht überall selbstverständlich.

Dies sind nur drei Beispiele von vielen möglichen. In den letzten Jahren sind etliche Instrumente für das Leitungshandeln aus nicht kirchlichen Organisationen in der Kirche aufgenommen worden und durchaus auftragsgemäß verändert worden. Das Mitarbeitengespräch z.B. ist ein solches Leitungsinstrument. Während es in der Industrie oft als Zielfindungsgespräch mit Feedback und evtl. Gehaltserhöhung praktiziert wird, hat es im kirchlichen Bereich als Rückmeldegespräch mit Blick auf die Arbeitsbedingungen und die Berufsperspektiven seinen Platz gefunden. Die Frage nach dem geistlichen Leben spielt ebenso eine Rolle wie die Übereinstimmung mit den Zielen der kirchlichen Institution in der der Mitarbeitende tätig ist. Hier hat sich etwas durchgesetzt, was den Interessen der Leitungsebene ebenso entgegenkam wie den Interessen der Mitarbeitenden. Ich denke, eine solche Musterbildung (ein Leitungsinstrument wird nicht von oben verordnet, sondern setzt sich durch Erprobung an vielen Orten durch) kann auch dem Qualitätsmanagement im Blick auf den Gottesdienst gut tun. Ich komme darauf unten zurück.

Qualität im Gottesdienst

In einer unierten Kirche wird die Frage, was ein guter Gottesdienst ist, nicht einfach durch den Hinweis auf eine bestimmte Form, also Grundform I oder II beantwortet, sondern eher durch die Frage, wie in ihm die Kommunikation des Evangeliums gelingt. Ein Gottesdienst soll Orientierung, Vergewisserung und Erneuerung bieten.

Wenn Martin Luther in seiner Torgauer Kirchweihformel folgende elementare Beschreibung eines Gottesdienstes nennt: „auf dass dies neue Haus dahin ausgerichtet werde, dass nichts anderes darin geschehe, als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang ...“, dann kommt damit noch eine weitere Dimension ins Spiel.

In der Liturgie handelt an erster Stelle der dreieinige Gott. Er wendet sich in der liturgischen Feier den Versammelten liebevoll zu und setzt damit die Geschichte seiner Zuwendung zu den Menschen in der Mitte seines Volkes fort.

So ist der Gottesdienst auch immer eine Feier, die Feier der Gegenwart des Auferstandenen. Das wäre der erste von drei konzentrischen Kreisen. Der sich darum legende zweite ist die Versammlung der Gemeinde im Namen Jesu unter der Woche. Der dritte Kreis ist schließlich der Gottesdienst im Alltag der Welt zu dem Paulus die Christinnen und Christinnen ermahnt: „Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr eure Leiber hingebt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ist. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst.“ (Römer 12,1)

Das schöne ist, dass wir uns darin alle sehr schnell einig sind. Und das ist zu gleich auch das Heikle, weil damit noch gar nichts über die Frage gesagt ist, wie es den von der von der Kirchenordnung mit dem Dienst der Leitung des Gottesdienstes bestimmten Pfarrerinnen und Pfarrern geht, wie die anderen Mitarbeitenden (Kirchenmusiker, Küster Lektoren, Presbyter) ihre Rollen finden und wie die Hauptrolle der Gemeinde in diesem dramaturgischen Ablauf bestimmt ist (in dem die Kommunikation des Evangeliums geschehen soll).

Der Gottesdienst folgt einem dramaturgischen Aufbau. Zwei Traditionen haben sich im Laufe der Geschichte herausgebildet. Die Grundform I, die Messform ist vorreformatorisch. Sie zeichnet sich aus durch eine Liturgie mit wiederholbaren Wechselgesängen und eine reiche Abendmahlsliturgie. Die Grundform II, ebenfalls vorreformatorisch, ist gekennzeichnet durch eine Konzentration auf das Wort und den Wechsel von Lied und Text. In unserer unierten Kirche haben die Gemeinden mit lutherischer Tradition in der Regel Grundform I und die Gemeinden mit reformierter Tradition feiern häufig nach Grundform II. Beide Traditionen sind einer gleichen Struktur im Gottesdienst verpflichtet: Eröffnung und Anrufung, Verkündigung und Bekenntnis, Abendmahl, Sendung und Segen. Hier zeigt sich deutlich, dass es neben der Kommunikation des Evangeliums und der Feier der Gegenwart des Auferstandenen noch zwei weitere Beschreibungen des Gottesdienstes gibt: Der Gottesdienst ist ein Weg, ein Pilgerweg, und er ist auch eine menschliche Versammlung. Dazu will uns besonders die dritte Spalte in der Übersicht die Augen öffnen. Sie gibt uns Hinweise, wie wir auf dem Weg in einer lebendigen Liturgie Schritt für Schritt ans Ziel gelangen. Am Ende steht Segen empfangen, sich verabschieden, sich verabreden, Sendung in den Gottesdienst im Alltag der Welt.

Für die Gestaltung des Gottesdienstes sind die Stichworte Versammlung (Wo komme ich her?), Orientierung (Was gibt meinem Leben Sinn?), Gemeinschaft (Wer kommt mir nahe?) Sendung (Wozu bin ich ermutigt?) besonders hilfreich. Hier geht es um eine wichtige Frage: Der Gottesdienst soll auch Heimat geben, in einer vertrauten Umgebung fühle ich mich zu Hause, kann mich fallen lassen. Dann wird der Gottesdienst als ein Ritual erlebt. Auf der anderen Seite hören wir jeden Sonntag auch andere Bibeltex-te, singen andere Lieder, hören eine neue Predigt, deshalb geht es auch immer um eine Inszenierung, um Gestaltung der Feier des Gottesdienstes. Eine besondere Herausforderung ist die Balance zwischen der Freude an der Gestaltung, der Inszenierung, und der Bewahrung von Vertrautem. Oder anders gesagt: Wie können wir die Spannung zwischen Spielregeln und Spielräumen fruchtbar machen?

Vielfältige Gottesdienstlandschaft

In der EKD gibt es insgesamt eine vielfältige und bunte Gottesdienstlandschaft. Die Zielgruppengottesdienste ergänzen das Bild des regelmäßigen Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen.

In dem Internetportal „Gottesdienstatlas“ www.gottesdienst-atlas.de (gemeinsam gestaltet von der Evangelischen Kirche von Westfalen und der Evangelischen Kirche im Rheinland) wird versucht, die verschiedenen Gottesdiensttypen zu erfassen, die es in den Gemeinden der beiden Kirchen gibt:

1. Gottesdienst für bestimmte Altersgruppen
2. Gottesdienste für Familien
3. Gottesdienste für Männer/Frauen
4. Gottesdienste für Menschen mit Behinderungen
5. Gottesdienst für Kirchendistanzierte
6. Gottesdienst an besonderen Orten
7. Gottesdienste mit besonderen Akzenten (Tanz, Musik, Meditation)

Was leisten die neuen Formen?

Vorbereitung durch Ehrenamtliche

Die neuen Formen sind ein gutes Beispiel für die Beteiligung der Gemeinde an der Feier des Gottesdienstes. Die Ehrenamtlichen sorgen oft auch für Verständlichkeit. Die Lebenswelt, der Alltag kommt im Gottesdienst vor. Schaffen sie aber auch einen Kontrapunkt, eine klare Verkündigung gegenüber den Gesetzen der Lebenswelt?

Spirituelle Bedürfnisse werden gestillt

Die Stärke dieser Gottesdienste ist es, neuen spirituellen Bedürfnissen einen Ort in der Kirche zu geben. Z.B. durch die Gospelmusik, aber das spielerische verdeckt manchmal den Zusammenhang zwischen dem Gottesdienst als Begegnung mit dem lebendigen Gott (kultische Veranstaltung) und dem Gottesdienst im Lebensalltag (Römer 12,1f) Deutlich wird diese Gefahr an der Frage der Kollekte. In vielen neuen Formen spielt sie eine geringe Rolle.

Neue Zeiten – neue Orte

Die neuen Gottesdienstformen nehmen die veränderten Lebensgewohnheiten der vieler Menschen an den Wochenenden ernst, in dem sie zu anderen Zeiten (z.B. Sonntagabends stattfinden). Sie sind manchmal mit einer „Gehstruktur“ verbunden, indem sie auch an anderen Orten stattfinden (Disco, Kino, Schwimmbad, Feuerwehrhaus). Aus dieser Fülle des gottesdienstlichen Angebots ergeben sich einige Fragestellungen.

Ich komme zurück auf die Ausgangsfrage: die Frage nach der Qualität der Gottesdienste.

Wie sich Qualität darstellt

Wenn man die Qualitätshandbücher anderer Arbeitsfelder ansieht, dann kann folgender Dreischritt beschrieben werden: Es geht um Prozess, Struktur und Ergebnis.

Die Qualität des gottesdienstlichen Handelns kann auch in dreifacher Hinsicht beschrieben werden:

- des Ergebnis – Wie war der Gottesdienst?
- der Struktur – Rahmenbedingungen, Raumsituation, liturgische Tradition;
- des Prozesses – Vorbereitungskultur, Miteinander der verschiedenen Ämter.

In unserem Zusammenhang ist klar, dass es beim Gottesdienst vor allem um den Prozess gehen muss.

Zwei Voraussetzungen sind dabei entscheidend

Wir haben als Theologinnen und Theologen in langen Jahren der theologischen Ausbildung eine gute Vorbereitungskultur entwickelt. Aber wir haben keine angemessene Feedback-Kultur, die auch nur ansatzweise der Vorbereitungskultur entspricht.

Wir werden in der Entwicklung von gemeinsamen Kriterien für die Gestaltung von Gottesdiensten keinen Schritt weiterkommen, wenn wir die Frage von Verbindlichkeit nicht in der Definition des Gottesdienstbuches als Verbundenheit leben lernen. Im Evangelischen Gottesdienstbuch werden Vielfalt und Flexibilität angeregt, gefördert und in eine Verbindlichkeit geführt, die für die Gemeinschaft der einen Kirche Jesu Christi notwendig ist. Diese Verbindlichkeit dient einer dreifachen Verbundenheit:

- mit der Kirche aller Zeiten und Orte,
- mit den Gemeinden einer Region und
- innerhalb der einzelnen Gemeinde.

Qualitätshandbücher für den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen sind die modernen Agenden, die nicht nur die Ergebnisse abbilden, sondern auch als Handbuch den Vorbereitungsprozess bei der Entstehung des Gottesdienstes beschreiben.

Kriterien für eine nachhaltige Gottesdienstpraxis

Aus den Kriterien des Evangelischen Gottesdienstbuches lassen sich konkrete Handlungsziele für die Gottesdienstgestaltung entwickeln und in einer Gemeinde umsetzen. Allein die beiden Hauptkriterien (Verantwortung und Beteiligung der Gemeinde, Stabile Grundstruktur mit vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten) geben zahlreiche Hinweise auf Handlungsmöglichkeiten in der gottesdienstlichen Praxis. Bei der Umsetzung können Ehren- und Hauptamtliche gemeinsam mit dem Presbyterium einladende Gottesdienste entwickeln. Entsprechende Pilotprojekte hat es in Hildesheim und Villigst gegeben. Auf der Seite der Liturgin/des Liturgen gehören spirituelle und liturgische Präsenz zu wichtigen Voraussetzungen eines stilsicheren Gottesdienstes.

Lob der Form

Fulbert Steffensky hat in den letzten Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass Protestantinnen und Protestanten auch der Form wieder etwas mehr zutrauen dürfen. Seine Analyse ist die, dass der Protestant die Überzeugung in sich trägt, dass jede Form nur benutzt werden darf, wenn sie tief aus dem inneren Glaubensgrund kommt, also völlig authentisch gelebt werden kann. Demgegenüber sieht Fulbert Steffensky (sicher auch wegen seiner katholischen Biografie) die Chance der Form, innere Räume im Menschen zu gestalten. Er zitiert in diesem Zusammenhang gern den amerikanischen Soziologen Richard Sennet: Heute dominiert die Anschauung, Nähe sei ein moralischer Wert an sich ... Es dominiert ein Mythos, demzufolge sich alle Missstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen. Diese Ideologie verwandelt alle politischen Kategorien in psychologische. Sie definiert die Menschenfreundlichkeit einer Welt ohne Götter: Menschliche Wärme ist unser Gott. In der Form geht es um die Schaffung von Räumen, in denen Menschen einander wahrnehmen können. Wer sich unter das Diktat der Unmittelbarkeit begibt, der kann sich die Wiederholung und eingeschliffenen Form kaum erlauben. Er lebt von Wegwerfformen.

Die Aufsicht (Episkope) geschieht in der evangelischen Kirche u. a. durch das Instrument der Visitation und durch die Mitarbeitendengespräche. Für eine nachhaltige Begleitung der gottesdienstlichen Praxis vor Ort scheiden diese Instrumente in der Regel aus.

Neben einer guten Fortbildungskultur ist deshalb die Einrichtung eines Netzwerks kollegialer Beratung bzw. der Intervision dringend erforderlich. Für das Instrument der kollegialen Beratung muss es zur Einführung eine angemessene Fortbildung geben. In einer gelingenden Feedback-Kultur wird sich die erwünschte Nachhaltigkeit einstellen.

Um gezieltes Gottesdienstfeedback zu geben, ist es nötig – ähnlich der Ausbildung von Supervisorinnen und Supervisoren – Gottesdienstcoaches auszubilden. Die Ausbildung hat begonnen, im nächsten Jahr startet der zweite Kurs.

Zum Proprium evangelischer Episkope (Aufsicht) gehört das gemeinsame Handeln von Ordinierten und Nichtordinierten. Zwar ist der Pfarrer/die Pfarrerin nach der Kirchenordnung frei in seinem/ihren Dienst an Wort und Sakrament, aber im Ordinationsvorhalt der Union Evangelischer Kirchen heißt es: „Die Gemeinde wird deinen Dienst an der Schrift prüfen“.

Für diese Aufgabe muss eine Fortbildung für Presbyterinnen und Presbyter entwickelt werden. Interessant ist, dass unsere Multiplikatoren für die Fortbildung der Leselektorinnen und -lektoren berichten, dass die Presbyterinnen und Presbyter (sie stellen die Mehrzahl der Lektorinnen und Lektoren) inzwischen bei Fortbildungen nicht nur nach der Lesung fragen, sondern auch nach dem Abendmahl und der Begrüßung, also nach einem Gottesdienst-Coaching für Ehrenamtliche.

Das Miteinander der Dienste, Lektoren, Küster, Kirchenmusiker, Presbyter, Ordinierten ist nach festen, verlässlichen Abläufen vor Ort zu gestalten.

Die anderen Gottesdienste und die Qualitätsfrage

Die verschiedenen Gottesdienstkulturen, der Gottesdienst an Sonn- und Festtagen sowie die Zielgruppengottesdienste sollten nicht unverbunden nebeneinander stehen. Es ist die Frage zu klären, welche verbindenden Elemente, Gesänge, Gebete es in den unterschiedlichen Gottesdiensten gibt. Ich finde, auch bei den alternativen Gottesdiensten darf die Frage nach den Inhalten und den Gestaltungsformen nicht außen vor bleiben. Gibt es ein Gesamtkonzept für den Gottesdienst im Kirchenkreis, der die unterschiedlichen Profile darstellt und in Verbindung bringt? Die Konzeptionsarbeit der jeweiligen Gemeinde hat doch auch immer einen Link zu den Zielen des Kirchenkreises, das sollte meines Erachtens auch für den oder die Gottesdienste gelten.

Die Frage nach der Qualität des Gottesdienstes ist eine Frage nach der Wertschätzung und der Priorität kirchlichen Handelns.

Zum Schluss noch zwei Gedanken zu den Bereichen Musik und Gebet

In vielen Gemeinden wird die Musik als wichtiger Bereich für die Gottesdienstgestaltung gefördert. Ein gutes Zusammenspiel zwischen Theologie und Kirchenmusik ist ein Qualitätsmerkmal der evangelischen Spiritualität. Sand im Getriebe fällt hier besonders auf. Warum nicht auch in Zielgruppengottesdiensten einmal die Orgel erklingen lassen und das Credo sprechen? Schön wäre es, wir hätten mehr integrative Ansätze als die bloße Trennung in Sparten.

Der größte Teil des Gottesdienstes ist Gebet und Anbetung. Ist das Gebet lebendig, ist es in Kontakt mit unserem alltäglichen Beten? So möchte ich diese kleinen Überlegungen auch mit einem Gebet schließen. Es markiert den Übergang vom Gottesdienst in der Kirche zum Gottesdienst im Alltag der Welt:

„Verleihe uns, o Herr,
daß die Ohren, die deinen Lobpreis gehört haben, verschlossen seien für die Stimme des Streites und des Unfriedens;
daß die Augen, die deine große Liebe gesehen haben, auch deine selige Hoffnung schauen;
daß die Zungen, die dein Lob gesungen haben, hinfort die Wahrheit bezeugen;
daß die Füße, die in deinen Vorhöfen gestanden haben, hinfort gehen auf den Wegen des Lichtes;
und daß die Leiber, die an deinem lebendigen Leibe Anteil gehabt haben, in einem neuen Leben wandeln.
Dir sei Dank für deine unaussprechliche Gabe.“
(Malabar-Liturgie, Indien, 5. Jahrhundert)

Dem Gottesdienst ist nichts vorzuziehen.

Tagungsgottesdienst

„Brannte nicht unser Herz?“ – Frühjahrstagung der Liturgischen Konferenz am 1. März 2010 um 20.00 Uhr in Hildesheim, St. Michaelis

Der Abendgottesdienst in der romanischen St. Michaeliskirche Hildesheim führte die Feiernden über sieben Stationen hinweg vom Kreuzgang über die Krypta mit dem Grab des Heiligen Bernward, den Westchor (Orgelebene), das Hauptschiff, die Vierung und die Apsis und zurück über das nördliche Seitenschiff wieder zur Schwelle des Kreuzganges. Die einzelnen Stationen waren durch Kerzenleuchter markiert. Um den Weg durch den Kirchenraum unbeschwert zurückzulegen, wurde auf Gesangbücher verzichtet und lagen die erforderlichen Liedblätter an den entsprechenden Orten bereit. Zwei „Türhüter“ (Klaus Raschok und Helmut Schwier) geleiteten die Feiernden auf ihrem Weg durch die abendliche Kirche und wiesen ihnen jeweils ihre Plätze an. Kantor (Bernhard Leube), Liturgin (Irene Mildnerberger), Predigerin (Christiane Nolting) und der Lektor mit dem großformatigen Bibelbuch in den Händen (Alexander Völker) führten in Alben gekleidet den Zug durch den Kirchenraum an. Das Orgelspiel hatte Landeskirchenmusikdirektor Hans-Jürgen Wulf übernommen.

Vor dem Gottesdienst hatten die Feiernden Gelegenheit, sich im Plenum des Michaelisklosters mit den gesungenen Liedern und den liturgischen Gesängen sowie den Besonderheiten der Gottesdienstgestaltung vertraut zu machen.

Ablauf des Gottesdienstes

BERNHARD LEUBE / ALEXANDER VÖLKER

I Kreuzgang		
Was	Wer	Gemeinde
		versammelt sich
Votum und Gruß	Irene Mildnerberger (auf der Schwelle zur Kirche)	steht und hört, sagt Amen
Hinführung zu Weg 1	Mildnerberger	steht und hört
Weg 1 mit Liedruf „Veni sancte spiritus“ (Andy Lang)	Bernhard Leube/Gemeinde (2 Türhüter geleiten die Gemeinde)	geht und singt

II Krypta		
Was	Wer	Gemeinde
Psalm 139 responsorial (nach „Preisungen“)	Leube (in der Vierung der Krypta)	sitzt und respondiert
Weg 2 mit Kyrie EG 178,11	Leube/Gemeinde (2 Türhüter geleiten die Gemeinde)	steht auf, singt und geht

III Westchor – Orgelebene		
Was	Wer	Gemeinde
Kollektengebet	Mildenberger (von der Brüstung der Chorempore)	steht und hört
Lesung 1: Deuteronomium 30,11-14 Abschluss: „Wort des lebendigen Gottes“	Alexander Völker (von der Brüstung der Chorempore)	steht und hört respondiert: „Gott sei Lob und Dank“
Stille		
Predigt: Orgelimprovisation I	Hans-Jürgen Wulf	steht und hört
Weg 3 Orgelimprovisation II (bis Gemeinde Station IV erreicht hat)	Wulf (2 Türhüter geleiten die Gemeinde)	geht und hört

IV Hauptschiff – Mitte		
Was	Wer	Gemeinde
Lesung 2: Ezechiel 36,22-28 Abschluss: „Wort des lebendigen Gottes“	Völker	sitzt und hört respondiert: „Gott sei Lob und Dank“
Stille		
Lied: „Gott hat das erste Wort“, EG 199,1-5 (separates Liedblatt)	Leube/Gemeinde	steht und singt
Weg 4 (in Stille)	(2 Türhüter geleiten die Gemeinde)	geht

V Hauptschiff vorne		
Was	Wer	Gemeinde
Lesung 3: Hebräer 12,1-3 Abschluss: „Wort des lebendigen Gottes“	Völker (am Ambo)	sitzt und hört respondiert: „Gott sei Lob und Dank“

Was	Wer	Gemeinde
Predigt	Christiane Nolting (auf der Kanzel)	sitzt und hört
Lied: „Bei dir, Jesu, will ich bleiben“, EG 406,1-2 (separates Liedblatt)	Leube/Gemeinde	sitzt und singt
Lesung 4: Lukas 24,13-32 Abschluss: „Wort des lebendigen Gottes“	Völker (auf der Kanzel)	steht und hört respondiert: „Gott sei Lob und Dank“
Fürbitten, nach Taizé, EG 789.6	Leube (vorne im Mittelgang)	steht und singt
Weg 5 (in Stille)	(2 Türhüter geleiten die Gemeinde)	geht, stellt sich im Kreis um den Altar, offen zur Apsis

VI Vierung – Altarraum

Was	Wer	Gemeinde
Präfation	Mildnerberger	steht und singt im Dialog
Sanctus EG 185,2	Leute/Gemeinde	steht und singt
Abendmahlsgebet I	Mildnerberger	steht und hört
Einsetzungsworte	Mildnerberger	steht, hört, blickt
Abendmahlsgebet II (mit „Geheimnis des Glaubens“ – „Deinen Tod ...“)	Mildnerberger	steht, hört, respondiert
Vaterunser	Gemeinde	steht, spricht
Friedensgruß	Mildnerberger/Gemeinde	steht, tauscht Gruß aus
Agnus Dei, EG 190.5, währenddessen Brotbrechen	Leube/Gemeinde Mildnerberger	steht und singt
Einladung zur Kommunion	Mildnerberger	
Austeilung, währenddessen Musik sub communionem: EG 226	Leube	steht, empfängt Brot und Wein
Psalm 103,1-4 gemeinsam gesprochen und Dankgebet	Gemeinde/Mildnerberger	steht, spricht mit, hört

VII Apsis – Altarraum

Was	Wer	Gemeinde
Sendungswort Lukas 24,32-35	Mildnerberger (in der Apsis)	steht und hört
Segen	Mildnerberger	steht, hört, blickt
Entlassung	Mildnerberger	steht und hört

Was	Wer	Gemeinde
Weg 6 mit Lied „Christ ist erstanden“, EG 99 (Lied wird wiederholt, bis alle den Raum verlassen haben)	Leube/Gemeinde (2 Türhüter geleiten die Gemeinde aus der Kirche) (Lektor, Kantor, Predigerin und Liturgin versammeln sich zum Abschluss in der Sakristei)	singt und geht durchs nördliche Seitenschiff zum Kreuzgang



Krypta Michaeliskirche Hildesheim

Zur Liturgie

IRENE MILDENBERGER

Andy Lang: Veni sancte spiritus lumen cordium, aus: Ergänzungsband zum Evangelischen Gottesdienstbuch, Nr. 40 a (Gesänge zum Gottesdienst für Chor und Gemeinde):

Ve - ni sanc - te spi - ri - tus lu - men cor - di - um.

Ve - ni sanc - te spi - ri - tus in cor - da nos - tra.

Psalm 139 nach: Preisungen. Psalmen mit Antwortrufen, hrsg. von Godehard Joppich, Christa Reich und Johannes Sell, Münsterschwarzach dritte Auflage 2005, S.251–253.

Tagesgebet

Du wartest auf uns, bis wir geöffnet sind für dich;
 wir warten auf dein Wort, das uns aufschließt.
 Stimm uns ab auf deine Stimme, deine Stille,
 deinen Sohn sprich uns zu: Jesus, das Wort deines Friedens.
 Amen.

(aus: Huub Oosterhuis, Ganz nah ist dein Wort)

Präfabation

Wahrhaft würdig ist es und recht,
 dir, unserm Vater, immer und überall zu danken
 durch deinen geliebten Sohn Jesus Christus.
 Er ist dein Wort, ganz mit dir eins.
 In ihm hast du uns deine Liebe offenbart
 und uns den Weg zum Leben erschlossen.
 Darum loben wir dich mit allen, die sich sehnen nach deinem Reich,
 mit allen, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit,
 und rufen zu deiner Ehre:

Abendmahlsgebet

Gepriesen bist du, Gott aller Welten und Zeiten.
 Deine Barmherzigkeit hat kein Ende und deine Treue währt von Ewigkeit zu Ewigkeit.
 Gelobt seist du, du hast Himmel und Erde geschaffen.
 Gelobt seist du, du hast die Erde errettet aus den Wassern der Flut.
 Gelobt seist du, du hast Israel sicher durchs Schilfmeer geführt.

Gelobt seist du, du hast dein Volk durch die Wüste geleitet
und in das Land gebracht, in dem Milch und Honig fließen.
Gelobt seist du für die Worte und Taten Jesu, deines Gesalbten.
Gelobt seist du für Tod und Auferstehung Christi.
Gelobt seist du für deinen Geist, den du ausgegossen hast über alle Völker.

Unser Herr Jesus Christus ...

Mit diesem Brot und diesem Kelch gedenken wir des Passah unseres Herrn,
seines Durchgangs durch den Tod zum Leben.
Geheimnis des Glaubens.
Deinen Tod, o Herr, verkünden wir ...

Gott, der Auferstehung, Gott des neuen Lebens:
Gieße aus deinen Heiligen Geist auf uns und auf diese Gaben.
Segne dieses Festmahl. Sei du selbst gegenwärtig an unserem Tisch.
Komm, Heiliger Geist.

Enthülle dich uns im Brotbrechen. Richte uns auf und mach uns zum Leib Christi für die Welt.
Hauch uns neues Leben ein. Sende uns aus, brennend für Gerechtigkeit, Frieden und Liebe.
Komm, Heiliger Geist.

Mit Michael und allen Engeln,
mit Kleopas und den Aposteln
mit Bernward und deinen Heiligen durch alle Zeiten und an allen Orten,
mit der Erde und all ihren Geschöpfen,
mit der Sonne, dem Mond und den Sternen
loben wir dich, Gott, heilig, dreifaltig, eins,
jetzt und in Ewigkeit. Amen

(Evangelical Lutheran Worship, 2006, Thanksgiving at the Table, Form IV, Ash Wednesday – Day of Pentecost; Übertragung: Irene Mildenerger)

Dankgebet

Dass wir dein Wort vernommen haben, Gott,
dass wir das Brot gebrochen haben füreinander,
lass das für uns ein Zeichen sein,
dass du uns nahe bist,
dass wir deine Menschen sind,
von dir genährt von dir geliebt.
Bleibe bei uns.
du unser Licht, unser Weg, unsere Zukunft.
(nach Huub Oosterhuis, Ganz nah ist dein Wort)

Entlassung

Geht in Frieden und teilt die frohe Botschaft.

Predigt

**über Hebräer 12,1-3 im Gottesdienst der Liturgischen Konferenz
am 1. März 2010 in Hildesheim, St. Michaelis**

CHRISTIANE NOLTING

Liebe Schwestern und Brüder,

ich muss es Ihnen sagen: ich bin total unsportlich. Ich laufe auch nicht gern, wandern ja, aber laufen um des Laufens willen ist mir zu langweilig. Und doch packen mich dieses drei Verse aus dem Hebräerbrief bei meinem sportlichen Ehrgeiz. Und das hat mehrere Gründe.

Zum Einen: Ich laufe nicht allein. Sie sind hier: die „Wolke der Zeuginnen und Zeugen“. Sie stehen für die vielen, die sich Gottesdienst für Gottesdienst immer wieder in Gottes Namen versammeln. Und zwar genau zu diesem Zweck: sich zu ermutigen, anzufeuern und anzuspornen, sich die großen Taten Gottes zu vergegenwärtigen und sich gemeinsam des Ziels zu vergewissern, das am Ende des Laufes steht – am Ende eines jeden Lebenslaufs, der diese Startbahn benutzt.

Der Hebräerbrief nennt auch die Alt-Väter des Glaubens, gewiss: Abel und Hennoch, Noah und Abraham, Isaak und Jakob, Mose, David, Samuel ... aber mehr noch lebe ich von den Zeugen und Zeuginnen, die um mich sind, die lebendige Gemeinschaft der Kirche vor Ort.

Zeugen und Zeuginnen bezeugen die Wahrheit, sie reden von dem, was sie gehört und gesehen haben. Das Zeugnis zweier Zeugen ist nie deckungsgleich, es beinhaltet immer einen subjektiven Faktor, aber der Gegenstand, die Person, um die es geht, die ist immer dieselbe.

Kurz vor Ende des Hebräerbriefes soll noch einmal denen Mut gemacht werden, die in Zeiten der Zweifel und Selbstzweifel in der Gefahr stehen, den Lauf nicht weiter zu verfolgen. Die zweite, vielleicht schon dritte Generation von Christen, die jetzt den Widerstand und die Verachtung der Andersgläubigen, der Staatsmacht mit Allmachtsanspruch zu spüren bekommt. Aber auch Ermüdungserscheinungen sind festzustellen: wo bleibt denn der, auf den wir warten?

Ist das Ziel noch klar? Lohnt sich der Weg? Und wenn ja, um welchen Preis? Das ist das erste Trostwort: Du läufst nicht allein! Der Glaube ist ein Gemeinschaftssport. Und er lebt das olympische Motto: Dabei sein ist alles! Das Wort des unbekanntes Verfassers verweist meine Zweifel an die Gemeinschaft der Glaubenden.

Und um das auch noch einmal deutlich zu sagen: in der Bibel – und hier im Hebräerbrief insbesondere – ist der Weg nicht das Ziel. Der Weg kann niemals das Ziel sein. Das ist ein ganz unbiblischer Gedanke. Menschen werden auf den Weg gebracht gerade weil ihnen ein Ziel vor Augen gemalt wird. Menschen, die sich aufmachen, ohne ein Ziel zu haben, sind auf der Flucht. Und gerade das ist nicht gemeint. Wir Christenmenschen sollen vor nichts und niemandem fliehen, sondern auf ein Ziel zugehen. Wenn

der Weg schon das Ziel sein sollte, dann gibt es keine Vorstellung von einem Ziel. Aber unser Ziel ist eine Person: Jesus Christus.

Das Andere: Wenn ich heute Wettkämpfe im Fernsehen sehe, dann stelle ich fest, dass die Sportler und Sportlerinnen immer windschnittigere Kleidung an haben, eng anliegende Anzüge bis hin zu einem Hauch von fast nichts mehr – wie eben schon im alten Olympia. Sie wollen den Windwiderstand brechen und so bessere Zeiten erzielen, eine tausendstel Sekunde schneller sein.

Die Aufforderung alles abzulegen, was uns beschwert, allen Ballast los zu werden, scheint also sportlich geboten – scheint aber auch im Glaubenskampf ein Gebot der Stunde zu sein. Wir sollen frei und unbeschwert unsere Bahn ziehen und nicht die belastende Vergangenheit oder erdrückende Gegenwart von Schuld und Sünde hinter uns herziehen und sie an uns kleben lassen.

Ich lebe allerdings in Schuldzusammenhängen, denen ich nicht entfliehen kann, sie haben die Sünde zur Folge, meine Sünde, sodass ich mir etwas zu Schulden kommen lasse, immer und immer wieder: es ist die Sünde, die mich ständig umstrickt. Dieses Ablegen von allem, was mich hemmt und beschwert ist not-wendig, wendet meine Not.

Ich kann diese Erfahrung in jedem Gottesdienst beim Sündenbekenntnis machen: Kyrie eleison – Herr, erbarme dich.

Ich lege ab, was mich belastet: das Alltägliche und das Vergangene. Vielleicht nur zögerlich, vielleicht noch nicht ganz überzeugt, ob ich es nicht doch noch brauchen kann, ängstlich, denn es schützt mich ja auch, wie die Kleidung, es ist doch alles ein Teil von mir. Aber ich versuche es dennoch, weil ich um die befreiende Wirkung weiß – dank Ihnen, der Wolke der Zeuginnen und Zeugen. Und erst dann bin ich offen für Gottes Gnadenzuspruch, für sein Wort in der Heiligen Schrift, seinen Zuspruch und Anspruch in der Predigt, dann bin ich frei, einzustimmen in meine Antwort, mich einzuschwingen in die Lieder, die von Lob, Dank, Angst und Vertrauen singen, einzuschwingen in das Bekenntnis unseres Glaubens.

Nein, das weiß ich auch: der Lebens-Lauf wird auch ent-lastet und gestärkt kein Spaziergang sein, und Geduld ist auch nicht gerade meine Stärke. Doch vor den Preis haben die Götter den Fleiß gesetzt ... die Götter ??? Da habe ich es besser.

Ich darf auf-sehen. Ich darf aufsehen zu meinem Gott. Ich halte inne, darf Luft holen, zu ihm aufsehen, ihm ins Angesicht schauen, anbeten, sehen und schmecken wie freundlich der Herr ist. Nur so finde ich wieder Kraft weiter zu laufen, das Ziel vor Augen. Nur aus der Beziehung zu ihm ziehe ich die Kraft. Im Reden und Schweigen ergänzen wir einander.

„Gekreuzigt, gestorben und begraben.

Hinab gestiegen in das Reich des Todes.

Am dritten Tage auferstanden von den Toten.

Aufgefahren in den Himmel.

Er sitzt zur Rechten Gottes.“

Der, der auf dem Siegetreppchen steht, ist kein strahlender Held, gekrönt mit dem Lorbeerkranz. Ihm sieht man die Dornenkrone noch an, und die Schmach und die

Schande, die Striemen von der Peitsche der Soldaten, die Folterspuren am Leib, Nägelmale.

Er hat mir nicht versprochen, dass mein Leben leicht wiegt und easy wird. Auch Spaß ist nicht der bestimmende Faktor meines Lebens, keines Lebens. Aber eines hat er mir versprochen: den Sieg. So wie er Anfänger und Vollender des Glaubens ist, so hat er mich in seinen Bann gezogen, auf seine Bahn gezogen, in seinen Siegeskreis aufgenommen. So wie er den Sieg über den Tod davon getragen hat, so werde auch ich einmal siegen. Dafür steht er ein.

Doch – und daran lassen diese Verse auch keinen Zweifel: ich muss auf der Bahn bleiben, damit ich nicht das Ziel verfehle:

Darum auch wir: „Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, lasst uns ablegen alles, was uns beschwert, und die Sünde, die uns ständig umstrickt, und lasst uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns bestimmt ist, und aufsehen zu Jesus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens, der, obwohl er hätte Freude haben können, das Kreuz erduldet und die Schande gering achtete und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes.“

Gedenkt an den, der so viel Widerspruch gegen sich von den Sündern erduldet hat, damit ihr nicht matt werdet und den Mut nicht sinken lasst.

Amen.



Hauptschiff Michaeliskirche Mitte

Rückmeldungen zum Tagungsgottesdienst

Rückmeldung aus historischer Wahrnehmungsperspektive

Wie wird die Liturgie im Hinblick auf die Gestaltung der Sequenzen und die Sprache variiert?

FOLKERT FENDLER

Die Liturgische Konferenz macht einen liturgischen Selbstversuch. Sie feiert einen Gottesdienst und setzt ihn ganz bewusst der Beobachtung aus. Das ist etwas Besonderes. Natürlich wird jeder öffentliche Gottesdienst beobachtet. Aber eine offizielle Rückmeldung ist meist nicht vorgesehen. Die Sorge besteht auch, dass bewusste Beobachtung des Gottesdienstes auf einer Metaebene der Unmittelbarkeit des Feierns schaden könnte. Der Unmittelbarkeit der Liturginnen und Liturgen, der der Beobachtenden, der der ganzen Gemeinde, die ja im gestrigen Fall um den Modellcharakter des Gottesdienstes wusste. Klaus Raschok und Irene Mildenberger haben das angedeutet und uns zu recht darauf eingeschworen, mit dem Überschreiten der Schwelle zur Kirche auch die Reflexionsebene hinter uns zu lassen, uns ganz aufs Feiern einzulassen. Ich denke, dieses Risiko, diese Unwägbarkeit, die solche gewissermaßen „vorsätzliche“ Beobachtung für den Charakter des Gottesdienstes bedeutet, ist es wert, in Kauf genommen zu werden. Denn der Gewinn: sprachfähig zu werden über unsere Gottesdienste, Perspektiven der Wahrnehmung auszuprobieren und zu entwickeln, steht dem verheißungsvoll gegenüber.

Dank an diejenigen zuerst, die den Gottesdienst konzipiert und mit uns gefeiert haben. Trotz der Beobachtungsaufgabe hatte ich das Gefühl, gut in das gottesdienstliche Geschehen eintauchen zu können. Ich habe einen schönen Gottesdienst erlebt.

Einen Weg wurden wir geführt – dazu werden wir aus der dritten Perspektive noch mehr hören. Doch auch hinsichtlich der Auswahl der Texte und Lesungen wurden wir ja in eine heilsgeschichtliche Bewegung, einen Weg, hinein genommen. Der an der Perikopenordnung sich orientierende Beobachter stutzt zunächst. Er findet, der 139. Psalm gehöre doch eigentlich zum 6. Sonntag nach Trinitatis. Die Lesung aus dem Deuteronomiumbuch dagegen ist der fünften Reihe des Kasus „Konfirmation“ zugeordnet. Die Prophetenlesung des Hesekiel erklingt klassischerweise in der Osternacht, während uns die Epistellesung in das Proprium des Palmsonntags entführt. Die Geschichte der Emmausjünger schließlich ist wohl allen hier als Evangelium des Ostermontags bekannt. – Nein, nicht die Perikopenordnung leitete die Auswahl der Bibeltex-te, auch nicht das von der Konferenz landeskirchlicher Arbeitskreise Juden und Christen vorgeschlagene Perikopenmodell, obwohl man einen Anklang daran in der Unterteilung der Schriftlesungen aus den Textbereichen Tora, Propheten, Psalmen, Epistel und Evangelium erkennen könnte. Auch das Kirchenjahr gab nicht den ent-

scheidenden Anstoß. Stark war der österlicher Charakter dieser Feier zwischen Reminiszenz und Oculi.

Vielmehr entdeckte ich einen heilsgeschichtlichen roten Faden. Durch den Psalm eingestimmt auf die Zusage göttlicher Nähe und Fürsorge wo und in welchen Situationen auch immer, präzisiert die Toralesung Gottes Präsenz als gegenwärtig und nah in seinem Wort. Die Motive des Himmels und des Meeres verstärken den Zusammenhang beider Lesungen auf der Bildebene. Die Prophetenlesung konfrontiert uns mit unserer Sünde und unserem Nichtentsprechen der göttlichen Forderung und reagiert zugleich darauf mit der Verheißung eines neuen Geistes und eines fleischernen statt steinernen Herzens. Die Epistel weiß sich getragen von solcher Tradition und Verheißung (Wolke von Zeugen) und lenkt den Blick auf Jesus und sein Erlösungswerk, das uns ermutigt trotz aller Rückschläge voranzuschreiten. Das Evangelium schließlich nimmt diese Bewegung auf und lässt uns das in Christus Fleisch gewordene Wort Gottes gerade in der Feier des Abendmahls stärkend, mutmachend und lebenserneuend entdecken. Auf Mose und die Propheten wird in Lukas 24 ausdrücklich rückverwiesen. Die Evangeliumslesung ist zweigeteilt. Ihr Schluss wird uns zum Sendungswort. „Sie standen auf ... kehrten zurück ... und erzählten alles, was auf dem Wege geschehen war.“ Mit „Christ ist erstanden“ als Gesang zum Auszug haben wir diese Aufforderung umgesetzt. Das Motiv des Herzens durchzog ebenfalls fast alle vorangehenden Lesungen. Besonders deutlich: Nur ein fleischernes Herz kann brennen, nicht ein steinernes!

Der Gottesdienst beginnt ohne Glockengeläut und musikalisches Vorspiel mit Votum und Gruß der Liturgin. Auf freie Begrüßungsteile ist dabei verzichtet, organisatorische Ansagen sind ja auch schon in der Einstimmung vor Gottesdienstbeginn gemacht worden. Ein erstes Lied bittet um den Heiligen Geist. Ein Psalmgebet und ein Kyrie erklingen, anschließend die Kollekte. So weit, so – zumindest von der Folge liturgischer Stücke her – ein klassischer knapper Eröffnungs- und Anrufungsteil nach Grundform I des Evangelischen Gottesdienstbuches in der Passionszeit, also ohne Gloria.

Dann aber folgt der Verkündigungsteil in mächtiger Entfaltung. Parallelismen der Lesungsteile sind deutlich erkennbar: Lesung, gleichartiger liturgischer Abschluss, Stille, Predigt, Weg. Zwei, vielleicht sogar drei Predigten erklingen demnach. Nach der alttestamentlichen Lesung predigt die Orgel in einer Improvisation über „O komm, du Geist der Wahrheit“. Nach der Epistel eine Predigt durch die Predigerin Christiane Nolting. Dazwischen, nach der Prophetenlesung, gab es da nicht auch eine Predigt? War die Stille da länger? Hat hier die Stille gepredigt, oder haben wir alle da gepredigt mit Worten des Liedes von Markus Jenny „Gott hat das erste Wort“? Dass das Evangelium erst nach der Predigt, genauer: nach den Predigten gelesen wird, ist ungewöhnlich und kommt einem Vorschlag in Martin Nicols neuer Liturgik nahe, wonach die Predigt je nach Predigtreihe direkt an die entsprechende Lesung anknüpft. Man kann möglicherweise auch eine Variante des Ausformungsbeispiels B5 im Ergänzungsband des Gottesdienstbuches erkennen, nachdem jeder Lesung eine Kurzpredigt folgt. Dann wäre die Abendmahlsfeier möglicherweise ebenfalls noch als eine Predigt über das Evangelium verstehbar. In jedem Fall rahmt das Evangelium – in zwei Teile unterteilt – den gesamten Abendmahlsteil.

Dieser wird ebenfalls in voller – klassischer – Entfaltung zelebriert: Präfation, Sanctus, die durch beide Abendmahlsgebete gerahmten Einsetzungsworte mit Christuslob,

Vaterunser, Friedensgruß, Agnus Dei, Austeilung, dem Anfang von Psalm 103 als gemeinsam gesprochenes Dankgebet. Hier habe ich keine Abweichungen von der Normalform des Abendmahls nach Grundform I wahrgenommen. Lediglich überrascht aufgehört bei der Reihe der Heiligen mit Lokalkolorit, die in der evangelischen Kirche normalerweise nur an Gedenktagen der Märtyrer und Vorbilder des Glaubens Erwähnung finden, dann aber vorrangig in der Präfation.

Ein Element allerdings habe ich vermisst. Den Bekenntnisteil. Weder Glaubensbekenntnis, noch Glaubenslied wurden gesprochen bzw. gesungen. Auch fehlte ein Sündenbekenntnis im Eingangs- oder Abendmahlsteil. Letzteres fand ich umso erstaunlicher, als das Thema von Schuld und Vergebung nicht nur durch das Abendmahl selbst gesetzt war, sondern auch in den Lesungen und in der Predigt eine wichtige Rolle spielte. Insbesondere da die Predigt nach meiner Erinnerung betonte, wie wohltuend die Möglichkeit eines Schuldbekenntnisses sein könne.

Zwischen den beiden Polen von Traditionsbindung und heutiger Sprachgestalt hat der Gottesdienst die Tradition stark gemacht. Psalmen und Lesungen entstammten ausschließlich der biblischen Tradition, Gebete folgten – so weit ich gehört habe – vor allem Vorgaben des Gottesdienstbuches oder der Liturgie von Taizé, wie beim Fürbittengebet. Alle Lieder, und damit auch die hierin laut werdenden Texte, waren dem Evangelischen Gesangbuch entnommen. Eine Überschreitung der Traditionsgrenzen äußerte sich also nicht in der Verwendung neuer oder moderner Texte, sondern vor allem in der ungewohnten Auswahl, Anzahl und Anordnung biblischer Texte, sowie der wiederholten Predigt mit unterschiedlichen Mitteln. Auf der Ebene von Auswahl und Anordnung der Texte lag demnach die Besonderheit des Gottesdienstes vor allem in seinem Verkündigungsteil. Dabei war ein roter Faden vom Eingangsteil über die Lesungen, die Predigten, die Lieder und das Abendmahl bis hin zur Sendung klar zu erkennen.

So bleibt mir am Ende, nochmals zu danken für einen sorgfältig durchdachten und durchgeführten Gottesdienst. Einen Gottesdienst, der es geschafft hat, Kraft und Vielfalt unserer Tradition auf ungewohnte Weise zum Leuchten zu bringen, und sich dabei angesichts einer Gemeinde, deren Herzen gerade auch für die Tradition brennen, zweifelsohne als eminent situationsgemäß erwiesen hat.

Rückmeldung aus theaterwissenschaftlicher Wahrnehmungsperspektive

Inwiefern bilden die Bewegungen im Raum inneres Erleben ab?

DORIS JOACHIM-STORCH

Zur Haltung der Feedback-Gebenden

Ich mache meine eigene theologische Position kurz öffentlich.

Ich beschreibe, was ich gesehen und gehört habe.

Ich gebe meine Eindrücke und Gefühle wieder. Dabei bleibe ich bei Ich-Botschaften.

Eigene Position

Als uniert bis reformiert geprägte Pfarrerin ist mir eine gewisse hochkirchliche Liturgie fremd. Gleichwohl habe ich als musikalisch geprägter Mensch einen Sinn für Ästhetik und Inszenierungen. In den 18 Jahren meiner Tätigkeit an einer ehemals lutherischen Hauptkirche im Südwesten (Worms) habe ich gelernt, die Traditionen einer Gemeinde hoch zu achten. So blicke ich auch auf diesen Tagungsgottesdienst.

Der für mich eindrücklichste Moment im Gottesdienst

... war die Lesung von Ezechiel 36,22–28. Der Liturg öffnete die Bibel, als machte es ihm Mühe. Er las mit eindrücklicher Betonung, die vielleicht nicht allen Regeln der Liturgischen Präsenz entsprach, aber mir leidenschaftliche innere Beteiligung signalisierten. Er wirkte wie eingetaucht in die Geschichte Gottes mit den Menschen. Sein Körper wippte im Takt des Sprechens mit. Er las den ganzen Text mit Blick in die Bibel. Nur an einer Stelle schaute er in die Gemeinde, und zwar bei den Worten: „... und ihr sollt mein Volk sein“. Das berührte mich tief. Der Liturg trug die Bibel von Station zu Station, und er schien schwer zu tragen. Auch das berührte mich. Er trug Gottes Wort stellvertretend für mich.

Der Gottesdienst

Station 1: Kreuzgang

Die Gemeinde versammelt sich im wenig beleuchteten Kreuzgang. Es ist nicht klar, wo die Menschen stehen sollen, darum werden sie durch die beiden „Türhüter“ (gekennzeichnet mit weißen Schals) nach vorn gebeten.

Erwartungsvolle Stille. Ich hoffe auf einen Beginn mit Gesang. Die Eröffnung geschieht aber durch das gesprochene Wort. Zwar bin ich etwas enttäuscht, werde aber durch den zuvor eingeübten Gesang entschädigt, mit dem wir in die Kirche einziehen.

Schön: wir haben kein Liedblatt in der Hand. Allerdings zerfasert der Gesang etwas durch den Raumwechsel. Jeder geht für sich, und trotzdem fühle ich mich mit den anderen durch den Gesang verbunden.

Irritierend: Vom Dunkel des Kreuzgangs kommen wir kurz in die schöne Helle der Kirche, müssen aber dann in das Halbdunkel der Krypta. Ich habe darin einen beabsichtigten Sinn nicht erkennen können.

Station 2: Krypta

Der Raum strahlt Wärme aus, ebenso die gepolsterten Stühle, was mir bei der heftigen Kälte entgegen kommt.

Die Gemeinde sitzt im Dunkel. Der Liturg steht zwischen einer Grabplatte, die hinter ihm und einem Altar, der vor ihm steht. Dieser Raum ist zwar ausgeleuchtet. Licht fällt aber nur auf die Hände des Liturgen, die das Buch halten. Das Gesicht liegt im Schatten. Dadurch wird mir Psalm 139 besonders eindrücklich, wenn ich auch von der fremden Übersetzung irritiert bin.

Station 3: Hochchor

Von der Krypta gehen wir singend (EG 178.11: Herr, erbarm dich) in die helle Kirche zum Westchor auf die Orgelebene. Die Liturgin und der Liturg steigen noch weiter hinauf in den Hochchor und stehen hinter einer Brüstung hoch oben und weit weg von der Gemeinde. Diese weiß nicht so recht, wie sie sich stellen soll. Es entsteht eine gewisse Unsicherheit, bis alle stehen und zu den Liturgen hinaufsehen können. Wer den Kopf nicht hoch genug hebt, guckt auf triste Chorpodeste.

Die Liturgin spricht ein Gebet, das mich anrührt. Von Stimmung und Stimme Christi ist die Rede. Dabei hebt sie die Arme und schaut in die Ferne, was mich etwas befremdet, zumal mein Blick einige Meter von unten zu ihr hinauf gehen muss.

Der Liturg liest Deuteronomium 30,11–14, unter anderem davon, dass das Wort Gottes nahe bei unseren Herzen sei. Mir ist für diesen Text der Abstand zum Leser unter der Bibel zu groß. Und ich rätsle darüber, warum die beiden Liturgen für Gebet und Lesung so weit weg von uns gehen mussten.

Innere Bewegung und ein Schmunzeln löst die erste Orgelimprovisation aus.

Station 4: Hauptschiff Mitte

Vom Westchor aus gehen wir begleitet von Orgelmusik bis zur Hälfte der Kirche und dürfen uns setzen. Fürsorglicher Weise gibt es Sitzkissen auf den Stühlen. Ich bin sehr dankbar dafür. Auch solche scheinbaren Nebensächlichkeiten sind wichtig bei gefühlten Temperaturen nur knapp über dem Gefrierpunkt.

Ich überlege zwar, warum wir nur bis zur Hälfte des Hauptschiffes gehen. Aber es stellt sich eine Form von Gleichmut ein. Ich trotte mit der Herde mit.

Der Liturg liest Ezechiel 36,22–28. Hier der für mich persönlich eindrücklichste Moment des ganzen Gottesdienstes, wie ich ihn oben beschrieben habe.

Nach einer kurzen Stille das Lied EG 199,1–5 (Gott hat das erste Wort), à capella. Dabei steht die Gemeinde, was mir gut tut, weil's sich im Stehen immer besser singen lässt.

Station 5: Hauptschiff vorn

Schweigend gehen wir nun bis zu den ersten Reihen vor dem Altarraum. Ich gehe als eine der letzten und würde mich gern seitlich vorbeidrücken, möchte nicht durch den Mittelgang gehen, mehr für mich sein (warum auch immer ... vielleicht möchte ich zwischendurch mal aus der Herde ausscheren). Aber hinter mir sind die beiden Türhüter, freundlich schauend, aber doch so präsent und nicht gerade schwächling, dass ich mich nicht mehr traue, meine eigenen Wege zu gehen.

Hier dann die 3. Lesung Hebräer 12,1–3 vom Ambo aus, dann Predigt, Lied, 4. Lesung (Lukas 24,13–32) von der Kanzel aus. Während ich das aufschreibe, merke ich, dass ich mich an diesen Ortswechsel nicht mehr erinnern kann, ich brauche die Stütze des schriftlichen Entwurfs.

Sehr schön ist für mich, dass der Kantor für das Kyrie bei den Fürbitten in den Mittelgang tritt und sich dadurch mit uns vor Gott stellt.

Station 6: Altarraum

Zur Abendmahlsliturgie stellen wir uns im Kreis auf, im Altarraum. Im Prinzip fühle ich mich in der Runde wohl. Trotzdem überlege ich, was ich denn täte, wenn ich nicht in dieser Runde sein wollte. Ich habe halt immer gern die Möglichkeit offen, mich dem Geschehen entziehen zu können. Dabei überzeugt mich der Vorschlag nicht, dass ich durch eine Armbewegung signalisieren möge, wenn ich nicht kommunizieren will. Ich fühle mich wohler, eine Nicht-Teilnahme nicht so deutlich demonstrieren zu müssen. Wer nicht kommunizieren möchte, würde gesegnet werden, so heißt es. Und wenn ich beides nicht will?

Aber ich beschließe ja, kommunizieren zu wollen, dabei sinkt meine Aufmerksamkeit bezüglich der Bewegungen im Raum. Aber bei mindestens einem Teilnehmer kann ich sehen, dass er nicht kommuniziert, aber auch nicht gesegnet wird.

Zur Liturgie, der liturgischen Präsenz und zu den Inhalten der Gebete äußern sich andere. Schade, dass die Gemeinde während der Austeilung nicht selbst singen durfte.

Nach der Austeilung gehen wir vom Abendmahlstisch weg durch den Seitengang Richtung Kreuzgang, dabei den Osterhymnus singend (Christ ist erstanden).

Irritierend, dass am Ende die Brotkörbe aufeinander gestellt und die Kelche nicht wieder abgedeckt werden. Ich habe ein schlechtes Gefühl, den Tisch des Herrn so unaufgeräumt zu hinterlassen. Das mag bei einer eher uniert bis reformiert empfindenden Pfarrerin merkwürdig klingen: Aber ich habe das Gefühl, Christus zu verlassen. Das wird dadurch verstärkt, dass der Kreuzgang in tiefer Dunkelheit liegt und ich meinen Weg nicht gut finde. Auch der Osterhymnus kann dieses Gefühl nicht ändern.

Schlussbemerkung

Es ist schwer zu sagen, welches innere Erleben die Prozessionen bei mir auslösten. Die Bibellesungen gaben dem Gang Struktur. Ich hätte ohne die Bewegung schneller die Aufmerksamkeit verloren für so viele Lesungen. Aber gibt es noch einen anderen als den pädagogischen Zweck? Zwischendurch fühlte ich mich wie ein Teil des wandernden Gottesvolkes, die große Bibel im Arm des Lektors war immer unter uns. Wir näherten uns stufenweise dem „Heiligen“, dem Altar bzw. Abendmahlstisch. Oder doch

eher der Kanzel? Das hat sich mir nicht erschlossen. Für mich persönlich geschah das „Heilige“ bei der Ezechiellesung in der „halben Kirche“ (s. o.), also unterwegs. Bei der Predigt gab es keine räumliche Bewegung, was ich bedauere. Es wäre schön gewesen, wenn die Predigerin das Unterwegssein körperlich aufgenommen hätte.



Michaeliskirche außen

Rückmeldung aus rezeptionsästhetisch-musikalischer Wahrnehmungsperspektive

Welche Bedeutung haben die verschiedenen Gesänge und Musikstücke im Gottesdienst?

ANDREAS MARTI

Vorbemerkungen

Das Auswahlkriterium „Musik“ für die Beobachtung führt zunächst auf das Problem, dass der Musikbegriff im historischen Sinne längst nicht alle Elemente abdeckt, die wir heute darunter verstehen. Gesungener Vortrag eines liturgischen Textes heißt im Mittelalter schlicht „lesen“, und „Musik“ ist eigentlich nur, was nach den Regeln der Kunst geschaffen ist, also im Grunde nicht einmal das Lied. Gerade der artifizielle Aspekt war aber in der Liturgie schwach vertreten. In die Beobachtung einbezogen wurden in zeitgenössisch-umgangssprachlichen Sinne all jene Elemente, die sich mit Noten darstellen lassen.

Im dramaturgischen Sinne ließe sich Musik besonders gut unter dem Gesichtspunkt der Gliederung und Gestaltung des Ablaufs beschreiben: Zäsuren, beschleunigende und retardierende Phasen, Verbindungen, Rückverweise u. ä. Für den ersten Teil der Liturgie war diese Funktion gut zu spüren, während sie im Eucharistieteil weitgehend verdrängt wurde durch die von der Tradition her gegebene Verteilung auf gesprochene und gesungen Stücke.

Im Versuch, den Rezeptionsvorgang wiederzugeben, habe ich mich stattdessen auf meine emotionale Befindlichkeit in den verschiedenen Phasen des Gottesdienstes konzentriert. Diese Befindlichkeit wird sehr stark durch die Musik bestimmt, wobei aber auch andere Elemente der Gestaltwerdung mitspielen: Raum, Kleidung, Gestik, Tonfall, teilweise auch inhaltliche Aspekte. Dies führt zu einem hohen Grad an Subjektivität, der eigentlich durch die Konfrontation mit vergleichbaren Beobachtungssequenzen anderer Teilnehmerinnen und Teilnehmer erweitert werden müsste. Immerhin ist es wichtig, die persönlichen Voraussetzungen zu nennen:

Ich bin theologisch ausgesprochen reformiert geprägt, dazu liturgisch sozialisiert in einem damals noch sehr schlicht bis karg gestalteten Predigtgottesdienst, dessen allmähliche Anreicherung ich in den folgenden Jahrzehnten erlebt habe – positiv wie negativ. Mit dem lutherischen Gottesdienst bin ich wenig vertraut, obschon ich ihn theoretisch natürlich gut kenne. Die Unvertrautheit vermute ich aber auch bei Menschen in Deutschland, die liturgisch nicht besonders gut sozialisiert sind - unabhängig von der Konfession.

Ich verstehe mich primär als Musiker, mit den existenziellen Ansprüchen des Künstlers (um es unbescheiden auszudrücken) an die Musik.

Die Befindlichkeit versuche ich auf einer Art Skala darzustellen, die zwischen Beheimatung und Befremden ausgespannt ist. Beheimatung darf aber nicht mit Redundanz, Befremdung nicht mit Neuheit gleichgesetzt werden. Es gibt Vertrautes, das mich (aus theologischen oder ästhetischen Gründen) befremdet, und Neues, in dem ich mich sofort heimisch fühlen kann. Beim mündlichen Bericht an die Konferenz habe ich die Skala auf dem Podium verdeutlicht und mich dortentsprechend an verschiedene Stellen gestellt; dies ist hier durch „Smilies“ ersetzt.

Gang durch die Liturgie

Element	Befindlichkeitsskala	Kommentar
Einzug mit „Veni Sancte Spiritus“	☹	Vom dunklen Kreuzgang in die ziemlich düstere Krypta; ich werde von einer verpflichtenden Welt in Beschlag genommen, die nicht die meine ist. Wie ich mich bewegen, wo ich mich aufhalten soll, wird angeordnet; die „Korporalität“ des gemeinsamen Feierns engt mich ein. Die eher düstere Musik in pseudogregorianischem Kirchen-Moll verstärkt diese Empfindung.
In der Krypta: Psalm 139, responsorial	☹ ☺	Warum wird der Psalm gesungen? Eine gute Rezitation hätte mich mehr angesprochen. Die Verfremdung des Sprechens in der Liturgie kann ebenso eine Erhöhung zur Feierlichkeit wie eine Distanzierung in der Befremdlichkeit bewirken. Die (im Vergleich zu einem Responsorialpsalm in der römischen Messliturgie viel zu oft) wiederholte Gemeindeantwort wird mit der Zeit stereotyp, aber immerhin komme ich im Raum an.

Prozession zum Westchor mit Kyrie		Die Melodie ist mir fast unbekannt, ich finde mich aber zusehends in die Harmonien ein, was musikalischen Raum schafft, parallel zur Weitung des Raumes aus der Krypta ins Kirchenschiff – ein Auftauchen aus der Düsternis.
Nach der Lesung aus dem Deutronomium: Orgelimprovisation		Das große Aufatmen: Luft. Leichtigkeit, eine freundliche Musik entsprechend der Freundlichkeit des Gesetzes, wie sie in der Lesung beschrieben war. Vogelstimmen klingen an – ein Vorgefühl auf mein bevorstehendes Cembalokonzert mit Stücken über Vogelstimmen, aber auch ein Bezug zur Schöpfung: Der Gott des freundlichen Gesetzes ist auch der Gott der guten Schöpfung.
Prozession ins Kirchenschiff: Orgelimprovisation		Zuerst ein Kontrast in den dunklen, schweren Tönen, ein Rückfall droht. Dann aber identifiziere ich die Melodie des folgenden Liedes und fühle mich bei ihr zu Hause.
Nach der Prophetenlesung: Lied „Gott hat das erste Wort“		Endlich vorbehaltloses Partizipieren: eine wohl vertraute Melodie und ein Lied, zu dessen Aussagen ich ganz stehen kann, trotz einiger poetischer Unbeholfenheiten.
Nach der Predigt über die Epistel: Lied „Bei dir, Jesu, will ich bleiben“		Frustration: Statt der gewohnten satten Harmonik eine blutleere und viel zu hastige rezitationsartige Singweise, welche der Melodie nicht gerecht wird. „Vegetarische“ Musik für die Fastenzeit ...

<p>Fürbitten mit Taizé-Kyrie</p>	<p>☺ ☺</p>	<p>Gegen Taizé habe ich Vorbehalte, aber es gibt auch schöne Erinnerungen an die Gottesdienste in der Kirche von Taizé anlässlich einer Konfirmandenreise: Eigene biographische Erfahrung ist offensichtlich ein starkes Korrektiv gegenüber wohl überlegten Einwänden. Nach der unangebrachten Einstimmigkeit im vorherigen Lied nun endlich wieder Raum im gemeinsamen Klang, verdeutlicht durch die Zweischichtigkeit von Gebetsrezitation und Hintergrundklang.</p>
<p>Präfation</p>	<p>☹</p>	<p>Befremdlich – eine Empfindung, die mich oft in lutherischen Eucharistiefiern befällt: Es fehlt die Selbstverständlichkeit römisch-katholischen Traditionsbezuges; es kommt mir etwas Aufgesetztes, Konstruiertes, Erzwungenes entgegen, das ich auch im Stimmklang der Liturgin zu verspüren meine – eine subjektive und sicherlich ungerechte Empfindung.</p>
<p>Sanctus</p>	<p>☺</p>	<p>Die eigene Beteiligung verbessert die Befindlichkeit entscheidend.</p>
<p>Doxologie im Eucharistiegebet</p>	<p>☹</p>	<p>Vgl. Präfation. Statt der beabsichtigten Feierlichkeit kommt bei mir nur Fremdheit an.</p>

Geheimnis des Glaubens	☺	Das Stück wurde in meiner Gemeinde vor über 10 Jahren als fester Bestandteil der Abendmahlsliturgie eingeführt – eher ein Sonderfall in der reformierten Deutschschweiz. Das schafft automatisch Beheimatung trotz der objektiven Fremdheit gegenüber der eigenen konfessionellen Tradition.
Agnus Dei (Kanon)	☺	Die Entfaltung des Klangs im Raum ist wohltuend.
Sub Communione: Sologesang des Kantors	☹	Ein solo gesungenes Lied kommt mir eher als Notlösung vor, weil die Gemeinde in der Kreisauftellung nicht singen kann (und auch nicht soll: sie ist jetzt anders beschäftigt). Bei einer Bibellesung oder Orgelmusik wäre mir wohler gewesen.
Auszug mit „Christ ist erstanden“	☹ ☺	Nach der anfänglichen Leere, entstanden dadurch, dass die Mahlfeier „an Ort“ keinen musikalischen Abschluss hat, fängt der Auszugsgesang das Befremden bald auf.

Es bleibt zum Schluss die Feststellung, dass in der ganzen Liturgie keine Musik mit artifizielltem „Werk“-Charakter vorkam, deren „Kunst“-Eigenschaften die direkte liturgische Funktion transgrediert hätten. Behindert am Ende die Konkretetheit der „Korporalität“ (ich rede mit Brigitte Enzner-Probst lieber von „Korporealität“) diesen Aspekt? Er hat ja stark damit zu tun, dass Musik mindestens im abendländischen Verständnis eine immaterielle Kunst ist, mit der Tendenz zur Loslösung von der Körperlichkeit, zu einer „Vergeistigung“, die möglicherweise vor lauter Ganzheits- und Korporealitätsbestreben zu Unrecht unter Verdacht geraten ist. Da müsste ich als Musiker einen Protest anmelden und den Verlust einer ganzen Dimension anzeigen.

Rückmeldung aus ritualtheoretischer Wahrnehmungsperspektive

Wie haben die Fragen, Gedanken und Handlungen, die im Gottesdienst vorkamen, das Mitfeiern beeinflusst?

PETRA ZIMMERMANN

Die Beobachtungsaufgabe, die mir gestellt war, lautete, den Gottesdienst in seiner Ritualität wahrzunehmen, den Zusammenhang von Darstellungen und Themen, Partizipationsmöglichkeiten und innerer Nachvollziehbarkeit zu kommentieren. Dieser Aufgabe liegt die These zugrunde, dass der Evangelische Gottesdienst ein Ritual *ist*. „Im Ritual gibt es keine Zuschauer, sondern nur Teilnehmende, diese jedoch in unterschiedlichen Funktionen und in abgestufter Nähe zum Geschehen.“ So Helmut Schwier in seinem Beitrag „Liturgische Praxis und Theorie vor der Qualitätsfrage“. Auch ich habe den Gottesdienst in erster Linie als Teilnehmende und nicht als Zuschauerin erlebt und beschreibe demzufolge meine subjektiven Wahrnehmungen als Mitfeiernde. Der Gottesdienst wurde als Wegritual mit sechs Stationen und einem Rückweg in den Alltag gestaltet.

Station 1

Die feiernde Gemeinde versammelt sich im weitgehend dunklen Kreuzgang, nur wenig Abendlicht fällt durch die Fenster des Klostergartens ein. Die Tür zur Kirche ist noch geschlossen. Zeit, sich zu versammeln, Zeit zur Sammlung, Stille. Das Über-treten einer Schwelle steht bevor. Vorbereitung ist nötig. Die Liturgin begrüßt die Gemeinde mit einem trinitarischen Votum. Das Thema wird in zweifacher Weise benannt: Wir sind auf dem Weg. Auf dem Weg in den Gottesdienst und auf dem Lebensweg. Die Gemeinde bittet im Gesang den Heiligen Geist, dass er die Herzen öffne. „Komm, Heiliger Geist. ...“ Danach wird die Tür geöffnet, die Schwelle überschritten. Die Annäherung beginnt. Singen, gehen, Schritt für Schritt. Aus der Dunkelheit des Kreuzgangs in die erleuchtete Kirche. Zwei Türhüter weisen den Weg.

Station 2

Nach dem ersten Weg versammelt sich die Gemeinde in der Krypta. Stühle stehen bereit, man rückt zusammen, das Licht ist gedämpft. Bergende, konzentrierte Atmosphäre, der Blick richtet sich auf eine Ikone. Der Kantor steht der Gemeinde gegenüber und verstellt damit leicht den Blick auf das Bild, was ich als störend empfinde. Der Introituspsalm 139, vom Kantor gesungen, wird von der Gemeinde respondierend aufgenommen. „Der allgegenwärtige Gott hält mich mit seiner rechten Hand“. Einer solchen Vergewisserung bedarf es auch, um sich auf den Weg zu machen. Unter Kyrie-gesängen bricht die Gemeinde wieder auf. Der Weg führt hinaus aus der Krypta, der Aufstieg beginnt.

Station 3

Es geht die Stufen hinauf, auf die erste Ebene des Westaltars, die Orgelebene. Die Orientierung fällt schwer. Wohin soll sich die Gemeinde ausrichten? Zum östlichen Chor? Zum höher gelegenen Westchor? Zur Orgel? Wo ist das Zentrum, dem die Aufmerksamkeit gelten soll? Unruhe entsteht. Liturgin und Lektor steigen allein auf die nächste Empore hinauf. Von der Emporenbrüstung herab spricht die Liturgin das Kollektengebet: „Du wartest auf uns, bis wir geöffnet sind für dich; wir warten auf dein Wort, bis du uns aufschließt“. Die erste Lesung (Deuteronomium 30,11–14) folgt. Liturgin und Lektor sprechen von der Empore auf die Gemeinde herab. Die Distanz ist groß, das Gegenüber, verstärkt durch den Eindruck des Unten – Oben, erscheint überzogen und konterkariert geradezu das innige Gebet, das die gemeinsame Ausrichtung auf Gottes Wort thematisiert. Auch die alttestamentliche Lesung „das Gebot ist nicht zu hoch und nicht zu fern ... (sondern) ganz nach bei dir“ löst durch die Position des Lektors „von oben herab“ eine Irritation aus.

Die Orgel interpretiert das Gehörte. Danach macht sich die Gemeinde, geleitet durch die „Türhüter“, wieder auf den Weg hinunter ins Kirchenschiff.



Orgel Michaeliskirche

Station 4

Im mittleren Teil des Kirchenschiffs kommt die Gemeinde auf den Stühlen wieder zur Ruhe. Die zweite alttestamentliche Lesung (Ezechiel 36,22–28), vom Lektor aus dem Mittelgang im Gegenüber zur Gemeinde gesprochen, markiert die nächste Phase der Annäherung. Hören und Singen. Schweigend bricht die Gemeinde danach auf, nähert sich um einige weitere Schritte dem Altarraum. Geleitet durch die Wegweiser, die jede vorzeitige Annäherung und jedes Ausbrechen oder Umhergehen verhindern. Zuerst

soll gehört werden, denn es gibt vieles, was uns die Väter und Mütter des Glaubens zu erzählen haben.

Station 5

Im vorderen Teil des Kirchenschiffs wird der Verkündigungsteil fortgesetzt. Die dritte Lesung (Hebräer 12,1–3), die zugleich Predigttext ist, erfolgt in klarem Gegenüber vom Ambo. Es folgt die Predigt. Die Gemeinde sitzt und hört und nimmt das Gehörte im Predigtlied auf. Danach wird das Evangelium gelesen (Lukas 24, 13–32). Mag die Stellung des Evangeliums im ersten Moment ungewöhnlich scheinen, so erschließt sich dessen Position im Verlauf des Gottesdienstes jedoch auf erstaunliche Weise. Bislang haben wir gehört, was es aus der Tradition zu hören gibt, und was die zeitgenössische Interpretation dazu zu sagen hat. Doch wie bei den Emmausjünger allein aus dem Hören der Geschichten noch kein Erkennen gelingt, steht auch für uns noch etwas aus. Die Fürbitten unterstreichen die Differenz zwischen Verheißung und Erfüllung, die Sehnsucht nach Heilung und Heil lässt die Gemeinde nach Gott rufen. Schweigend macht sich die Gemeinde auf den letzten Weg der Annäherung, betritt den Altarraum und versammelt sich um den Abendmahlstisch.

Station 6

Im großen Kreis um den Altar versammelt, feiert die Gemeinde das Mahl. Sie ist angekommen am Tisch des Herrn, bei Brot und Wein, sie hört und singt, schmeckt und dankt. Die Sendung nimmt das Schlussmotiv der Emmausgeschichte auf. Lukas 24,32–35 wird vorgelesen: „Brannte nicht unser Herz, als er mit uns redete“ und mündet in das Bekenntnis zum auferstandenen Christus: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden“. Der Segen greift dieses Bekenntnis auf und schickt die Gemeinde wieder auf ihren Weg zurück in den Alltag. Mit dem Choral „Christ ist erstanden“ macht die Gemeinde diese Zusage zu ihrem eigenem Bekenntnis. Er wird zum Weggesang, mit dem sie Kirche wieder verlässt.

Der gesamte Gottesdienst ist als Weggeschehen gestaltet. Dabei bildet das Evangelium von den Emmausjüngern das innere Leitmotiv des Geschehens. So wie die Jünger auf dem Weg die Geschichten der Tradition hörten, „von Mose und allen Propheten“, so hat die Gemeinde die Geschichten gehört, ging Schritt für Schritt mit ihnen auf ihrem Weg. Zur Vergegenwärtigung des auferstandenen Christus versammelt sich die Gemeinde um den Tisch. Als er mit ihnen zu Tisch saß, nahm er das Brot, dankte und brach's, – da wurden ihre Augen geöffnet. Allenfalls im Nachhinein, so die Emmausgeschichte, lässt sich das „Brennen des Herzens“ beim Hören des Wortes als Ahnung der Wahrheit entschlüsseln. Im Rückblick auf die Geschichten des Lebens, auf Erfahrungen und Lebenswege mag erkennbar werden, wer da bei den entscheidenden Schritten mitgegangen ist.

Zu Beginn des Gottesdienstes, noch vor dem Überschreiten der Schwelle war das Gesamtthema kurz benannt worden. Wir sind auf einem Weg. Auf dem Weg in den Gottesdienst, auf unserem Lebensweg. Der Zusammenhang von liturgischem und biografischem Weg wurde kurz angedeutet. Leider kam dieser Zusammenhang im liturgischen Verlauf des Gottesdienstes kaum zur Sprache. Dabei bietet gerade die Emmausgeschichte neben explizit theologischen Themen eine Fülle von lebensgeschichtlichen

Fragestellungen. In ihr geht es doch auch um Verlust und Trauer, um verlorene Hoffnungen und eine Enttäuschung, die schwer wiegt, es geht um neue Begegnungen, um Stärkung und Trost. Es mag ja stimmen, dass der Weg nicht das Ziel ist (so die Predigerin), und doch kann auf dem Weg etwas aufleuchten, das auf das Ziel hinweist, sogar auf dem Lebensweg. Den Zusammenhang der biblischen Themen mit den Lebensthemen mussten die Rezipienten allein herzustellen versuchen. Dafür gab es im Gottesdienstverlauf wenig Unterstützung. Die gebundene Sprache der Gebete, der Verzicht auf lebensgeschichtliche Themen und die rituelle Strenge der Inszenierung, strahlten Distanz und Kühle aus. Brannte nicht unser Herz? Was lässt das Herz brennen?



Altar Michaeliskirche

- *Kerstin Gernig (Hg.): Wer nicht wirbt, stirbt! Werbung in der Bestattungsbranche. Düsseldorf: Fachverlag des deutschen Bestattungsgewerbes 2009, 199 S.; ISBN 978-3-936057-29-4.*

Kann man für ein Bestattungsunternehmen werben? Ist die unweigerlich letzte Dienstleistung anzupreisen und feilzubieten wie eine TV-Reparatur? Die hier vorliegende, in vielerlei Hinsicht bemerkenswerte Dokumentation eines Award des Kuratorium Deutsche Bestattungskultur vermeidet einseitige Antworten. Dafür werden um so deutlichere Fragen gestellt. Das macht diesen schmalen Band aus dem Bereich des finalen Marketings zu einer auch praktisch-theologisch lesenswerten Aufsatzsammlung. In den insgesamt 23 Beiträgen geht es um das Für und Wie eines Werbens für eine Dienstleistung, der sich niemand entziehen kann und die zu allen Zeiten die Sphären des Handwerks und der Religion zur Deckung bringt: die Sepulkralkultur. „Bestattungsinstitute bekennen zunehmend Farbe und treten ins Rampenlicht der Presse- und Öffentlichkeit.“ (9) Der rasante Wandel des Umgangs mit dem Ableben macht es notwendig, das professionelle Angebot und die sich ausdifferenzierende Nachfrage neu auszutarieren. Zudem ist das Begräbnis (incl. die sich darauf spezialisierenden Dienstleistungen) immer auch ein feiner Humanitätsindex der Gesellschaft.

Die Vorschläge der Werbe-Kreativen bewegen sich auf der sensiblen Grenze zwischen Tabubruch, Originalität und Ökonomie: „Das letzte Hemd ist nicht umsonst!“ (15), „Schon mal daran gedacht, was passiert, wenn was passiert?“ (32) Insgesamt wurden über 300 Plakate, corporate Designs und Homepage-Entwürfe eingereicht – eine kleine, skurrile, verstörende, freiwillig komische Best-of-Auswahl wird im Band selbst präsentiert. „Wie bringt man Menschen dazu, sich mit einem Thema zu beschäftigen, das sie schmerzlich an das eigene Ende erinnert?“ (34) Die Beiträge der Berliner Auswertungstagung kommentieren diesen Prozess und den Ertrag. (Der Obertitel des Buches ist mit dem Titel der Tagung und des PR-Wettbewerbs identisch.) Es kommen Bestatter, Werbeleute, Bildhauer, Psychologen, Juristen, Soziologen und Künstler zu Wort – ein Theologe ist nicht vertreten. Dies ist nicht nur ein Krisenphäno-

men, denn es eröffnet für theologisch interessierte Leser eine wichtige Außenperspektive auf einen vermeintlich nur allzu vertrauten Phänomenbereich. Es zeigt, wie sehr sich dieser Bereich ökonomisch bereits emanzipiert hat von religiösen Sinndeutungen. Immer mehr Bestatter bieten nicht nur Trauerreden, sondern auch Seelsorge und Trauerbegleitung an. Umso bemerkenswerter ist dann allerdings das Fazit vieler Beiträge, die auf einen Mangel an kenntlichen Perspektiven bei der Bestattung hinweisen. Denn auch und gerade in diesem Bereich haben sich die Motivationen verschoben: „Bestattungsangebote von heute und morgen müssen so vielfältig sein wie nie zuvor. Hinzu kommt, dass heute neben religiösen und kulturellen Aspekten zunehmend auch ökologische sowie soziale und ökonomische Faktoren eine immer größere Rolle spielen, wenn Menschen für sich und ihre verstorbenen Angehörigen die passende Bestattungsform wählen möchten“ – so bilanziert es der Designer Martin Reiss (75). Zwischen „ALDIisierung der Bestattungskultur“ und „multimedialer Sterbeinstallation“ (Volker Nickel) versucht ein Gewerbe seinen Standort neu zu bestimmen. Diese Suchbewegung sollte man in Theologie und Kirche ohne Ressentiments zur Kenntnis nehmen. Für Theologen, die am Phänomen Werbung interessiert sind – im religiösen Sprachspiel würde man hier von „Verheißung“ sprechen – geben vor allem die kommentierten Präsentationen der prämierten Einsendungen wunderbare Einblicke in das professionelle Knowhow der Branche. (119ff.) Für Theologen, die ihr Augenmerk auf die zivilgesellschaftlichen Übergänge zwischen Religion und (Bestattungs)Kultur richten, stellt der wunderbare Beitrag von Fritz Roth (Betreiber eines privaten Friedhofs mit dem „Haus der menschlichen Begleitung“) über die „Gelebte Unternehmensphilosophie“ eine Art Pflichtlektüre dar: Es ist uns „ein Anliegen, die Toten wieder in Bereiche des täglichen Lebens, also nach Hause und in die Kirche, zu holen. Ich halte es für eine verpasste Chance, unsere Toten aus der Kirche zu verbannen.“ (175) – Dem ist nichts hinzuzufügen.

Thomas Klie

- **Karl-Heinrich Bieritz u.a.: Theologie des Gottesdienstes. Bd. 2. Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft. Teil 2. Hg. von Martin Klöcker u.a., Regensburg: Friedrich Pustet, 2008, 608 S., ISBN 978-3-7917-2114-9**

Nach mehr als einem Jahrzehnt der Unterbrechung erscheint wieder ein Band des großen Werkes Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft. Der Band enthält zwei Teile: den großen Teil Gottesdienst im Leben der Christen (27-487) und den kleineren Teil Christliche und jüdische Liturgie (489-572). Es ist verdienstvoll, dass auch letzterer Teil in das Werk aufgenommen worden ist.

Winfried Haunerland legt den folgenden Abschnitt vor: Gottesdienst in Gemeinde, Gemeinschaften, im kleinen Kreis (29-81). Nach kurzen Kapiteln über die Orts- und über die Universalkirche folgt das Kapitel: Gottesdienstliche Feiern der (Pfarr-)Gemeinde. Vor allen anderen Feiern der Gesamtgemeinde und einzelner Gruppen steht die Sonntagseucharistie. Es bleibt zu bedenken: „Nicht die Universalkirche und die Ortskirche (Diözese) sind der primäre Erfahrungsraum der Kirche, sondern die einzelnen Gemeinden.“ (42) Es folgen die Kapitel Gottesdienstliche Feiern geistlicher Gemeinschaften und nichtpfarrlicher Gruppierungen sowie Gottesdienstfeier und kirchliche Einheit. Dazu gehören ökumenische Gottesdienste.

Der evangelische Theologe Karl-Heinrich Bieritz trägt den folgenden Abschnitt bei: Gottesdienst und Gesellschaft (83-158). Es geht u.a. um eine vielfach gegliederte Welt, zunächst um Strukturen und Entwicklungen, sodann um die Erfahrung zwischen Event und Ereignis. Strukturen sind Haus und Gemeinde, Kirche und Reich sowie Orte und Zeiten Zwischen Haus, Land und Stadt. Bieritz stellt dann weltliche und religiöse Differenzierungen dar. Wichtig ist besonders der Schluss: Verschränkung der Zeiten, die sich im *communitas*-Aspekt und in der Eschatologie zeigt: zwischen dem Schon der neuen Schöpfung und dem Noch nicht ihrer Vollendung.

Während Bieritz nicht zuletzt den äußeren Aspekt des Gottesdienstes (Gesellschaft) darstellt, wendet sich der inzwischen verstorbene Jesuit Hans Bernhard Meyer dem inneren Aspekt zu (Spiritualität): Gottesdienst und Spiritualität (158-279). Man bewundert den

begrifflichen und geschichtlichen Überblick sowie theologisch-systematische und pastoral-praktische Überlegungen. Inhaltlich straff gegliedert sind die biblische und altkirchliche Zeit sowie die Entwicklungen im Osten und im Westen (mit den reformatorischen Kirchen). Für alle Gläubigen gilt: „Es kann schwerlich eine christliche und sicher keine katholische Spiritualität geben, die nicht die wesentlichen Elemente der Liturgischen Spiritualität integriert.“ (279)

Philipp Gahn legt den Abschnitt *Liturgie und Volksfrömmigkeit* (281-358) vor, in dem er vor allem über katholische Aspekte handelt: z.B. *Schnittpunkte und Träger von Liturgie und Volksfrömmigkeit* (Kreuzgänge, Rosenkranzgebete, religiöses Brauchtum des Sterbens).

Die ethische Dimension der Liturgie (358-400) behandelt der evangelische Theologe Bernd Wannenwetsch. Gottesdienst ist immer auch Quelle der Ethik und „Einübung“ in die christliche Existenz und zielt auf „Mitbürger der Heiligen“. Es geht um Gebet (Fürbitte!), Taufe und Eucharistie, nicht zuletzt um *Liturgie als Basis ökumenischer Ethik*. Wannenwetsch spricht hier von einem „Entdeckungszusammenhang“: „an dem es für die Kirchen der Ökumene noch viel zu entdecken gibt, der aber auch seinerseits zur Entdeckung der wahrhaft christlichen Existenzform anleitet“ (401)

Vor allem katholische Aspekte finden sich im Abschnitt *Liturgie und Recht* (403-454) von Stephan Haering. Ein Kapitel weist auf das Recht auf Liturgie und die Pflicht zur Liturgie. Kurz geht der Autor auf ökumenische Fragen ein und zielt auf den Unterschied und die Zusammenhänge in ökumenischen Gottesdiensten. Ein kurzer Exkurs weist auf interreligiöse Feiern, die keine christlichen Gottesdienste sind.

Birgit Jeggle-Merz schreibt das Kapitel: *Gottesdienst und mediale Übertragung* (455-487). Die Autorin weist auf kirchenamtliche Einschätzungen und liturgiethologische Aspekte, auch auf den ekklesiologischen Kontext von Gottesdienstübertragungen. Den Abschluss bildet eine *Problemskizze künftiger Praxis*. Es „müssen die Implikationen eines gottesdienstlichen Handelns via Internet noch stärker reflektiert werden, um Grenzen und Möglichkeiten aufzuzeigen“ (487).

Den zweiten Teil des vorliegenden Bandes legt Gerard Rouwhorst vor: *Christliche und*

jüdische Liturgie (489-672). Festgestellt wird ein „Paradigmenwechsel in der Erforschung der historischen Beziehungen zwischen jüdischer und christlicher Liturgie“. Gab es zunächst Kontrastmodelle, so kommt es jetzt zur Suche nach den jüdischen Wurzeln der frühchristlichen Liturgie und zum „Mutter-Tochter-Paradigma“. Es gilt, „ein Modell für die Erforschung der historischen Zusammenhänge zwischen jüdischer und christlicher Liturgie zu entwickeln, das den berechtigten Einwänden gegen die traditionellen Ansätze Rechnung trägt und der Komplexität der historischen Verhältnisse besser gerecht wird“ (511). Es folgen die jüdische Liturgiegeschichte vor und nach der Zerstörung des Zweiten Tempels, sodann die Zusammenhänge von frühchristlicher und jüdischer Tradition, dann auch in späteren Phasen. Es zeigt sich eine wichtige Konsequenz für Christen und Juden, eine Herausforderung, „die Traditionen der anderen Religion gerade in ihrem Anderssein kennenzulernen, zu schätzen, sich mit ihnen selbstkritisch auseinanderzusetzen und möglichst von ihnen zu lernen“ (572).

Mit dem vorliegenden Band wird das katholische Werk „Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft“ in vorzüglicher Weise fortgesetzt – jetzt in einer zumeist wegweisenden ökumenischen Ausrichtung. Kernfragen der Theologie und Spiritualität des Gottesdienstes werden deutlich herausgearbeitet – auch in unterschiedlichen Perspektiven, die sich ökumenisch zusammenfügen. Leider konnte für diesen Einzelband kein Personen- und Sachregister erarbeitet werden. Weiterführend sind die umfangreichen Literaturangaben.

Karl-Friedrich Wiggermann

- *Albert Gerhards (Hg.) unter Mitarbeit v. Julia Niemann: St. Ursula in Hürth-Kalscheuren. Pfarrkirche – Profanierung – Umnutzung, Fakten und Fragen; Ästhetik – Theologie – Liturgik, gegr. v. Rainer Völp, hg.v. Horst Schwebel u. Albert Gerhards, Bd. 52, Berlin (LIT) 2009, 223 S., ISBN: 978-3-8258-1911-8.*

Der Diskurs um den Umgang mit nicht mehr in liturgischem Gebrauch befindlichen Sakralräumen kann noch keineswegs als abgeschlossen bezeichnet werden, zumal über die Spuren atmosphärisch-emotionaler Langzeitwirkungen

in den betroffenen Gemeinden noch wenig Publiziertes vorliegt. So schließt der vorliegende Sammelband eine zweifellos vorhandene Lücke und trägt in seiner umfangreichen Materialfülle vielerlei Fakten zusammen, die – neben den lokalen Besonderheiten des gewählten Beispiels – als exemplarisch für ähnliche Fälle (auch über den römisch-katholischen Bereich hinaus) gelten können.

Nach Gedanken und Anregungen, die bereits auf seinen Vater Dominikus zurück gehen, entwarf der bedeutende Kirchenbaumeister Gottfried Böhm in den frühen 1950er Jahren für die neu zu gründende Gemeinde Hürth-Kalscheuren im Erzbistum Köln einen überkuppelten Sechskirchen-Zentralbau, dessen Dach auf 24 zierlichen Stützen ruht, welche den Rotunden-Baukörper frei tragen. Ein Campanile ist nach spätantikem Vorbild freistehend neben den Kirchenbau platziert. Im Inneren bildet die funktionale Zuordnung der einzelnen Kirchenkonchen zu den Sakramenten in Verbindung mit einem freistehenden Altar in der Ostkonche einen höchst bemerkenswerten liturgischen Entwurf eines Verständnisses der dynamischen Verbindung der – dialogisch auf das Leben der feiernden Gemeinde bezogenen – Sakramente untereinander und ihrer Bezogenheit auf die Grundsakramente Taufe und Eucharistie, wie er erst gut eine Dekade später in der Liturgiekonstitution des Vaticanum II vorgetragen wurde. Seit 1996 steht der Bau übrigens unter Denkmalschutz.

Bau- und Gemeindegeschichte sind gut dokumentiert; Voten von Nutzern, Experten, Funktionären aus Kirche, Politik und Wirtschaft kommen in ausreichendem Maße zu Wort. Den Wendepunkt der knapp 50jährigen Geschichte von St. Ursula bildeten umfangreiche Sparmaßnahmen im Erzbistum, nachdem klar geworden war, dass die Gemeindegliederzahlen seit Jahren stark im Rückgang begriffen und umfangreiche Fusionierungs- und Zentralisierungsschritte notwendig geworden waren. Von diesem Wendepunkt zwischen der Weihe 1954 und der Profanierung 2005 an wird St. Ursula zum „Fall“: „Indem der ‚Fall‘[...] dargelegt und hinterfragt wird, dient er [...] als warnendes Beispiel. Als Appell für einen besonneneren und besser durchdachten Umgang in einer vergleichbaren Entscheidungssituation kann die Erfahrung aus Hürth-Kalscheuren Hilfestellung für Gemeinden bieten, die sich in einer ähnlichen Lage befinden“ (82).

Einen konkreten Vorschlag für einen solchen „besser durchdachten Umgang“ liefert der vorliegende Band indes nicht; kann er auch gar nicht liefern, da gerade die in lückenloser Chronologie gebotenen Dokumente vornehmlich eines verdeutlichen: von einer wirklichen Kompatibilität, von einer wirklichen Kommunikation zwischen den verschiedenen Ebenen, die zu Worte kommen, kann schlechterdings keine Rede sein.

Die Komplexe „Baugeschichtliche Würdigung“, „Liturgische Nutzung“, „Aktionen und Reaktionen aus der Gemeinde“, „Rechtsfragen“, „Ökonomische Sachzwänge“ scheinen – so mein Eindruck nach der Lektüre – nicht wirklich miteinander vermittelbar, vielleicht auch tatsächlich nicht für einen fruchtbaren Dialog geeignet. Deutlich wird dies am Beispiel der Argumentationsstruktur des alleinigen Entscheidungsträgers (der Diözesanverwaltung). Hier wird mit Zahlen, Statistiken und Hochrechnungen stringent nachgewiesen, dass das „Aus“ für die Gemeindekirche unausweichlich und unabänderlich sei.

Gleichzeitig wird das pastorale „Prae“ als Begründung für die Profanierungs- und Umnutzungspläne bemüht: „Wir werden weniger in Steine investieren, um weiterhin in Menschen investieren zu können“; diese These vermag das Presseamt des Erzbistums mit vielerlei Zahlen zu belegen, ignoriert dabei aber eben völlig die Stimmung an der Basis und bleibt immun gegen die Beobachtung, dass solcherlei Voten dort rasch unter Ideologieverdacht geraten können (89). Bemerkenswerter Weise erwähnt das genannte Schreiben nirgends, dass es sich beim zu verhandelnden Objekt um Sakralräume handele (94-96 u.ö.).

Die vorläufig letzte Phase der Auseinandersetzungen um St. Ursula prolongiert die Kette unerfreulicher Missverständnisse, Fehlerurteile und unsensibel eingesetzter Autorität in die Gegenwart hinein: nach der Profanierung und der aus nicht einsehbaren Gründen offensichtlich im Sande verlaufenen Nutzungsanfrage einer orthodoxen Gemeinde sieht sich die Baufirma, die das Grundstück erworben und den Kirchenbau dabei mit vielen Eigenheim-Neubauten eingekreist hat, im Nachhinein mit vielerlei Auflagen der Denkmalbehörde und u.a. einem Einspruch von Gottfried Böhm in der Planung einer Umnutzung behindert. Das Ergebnis: Frustration auf allen Seiten, Rat- und Konzeptlosigkeit im Hinblick auf die Zukunft.

Die Autoren konstatieren zu Recht: „Die [...] Geschichte [...] kann als symptomatisch für die derzeitige Diskussion und Verfahrensweise in Bezug auf Kirchen des 20. Jahrhunderts in Deutschland gedeutet werden“ (217). Verständlich zwar die Forderung nach dem Primat theologischer Kriterien (ebd.), zu fragen bleibt allerdings, mit welcher Autorität und Kompetenz dieser Primat im Verlauf eines regelrechten „Abwicklungsprozesses“ durchhaltbar ist. Selbst (oder gerade) seitens kirchlicher Behörden, das belegt der Band eindrücklich, ist es weder selbstverständlich, vom Gemeindefaufbau her zu denken und zu argumentieren, noch gar vom theologischen Programm des jeweiligen Kirchenraumes her. Mit Recht wird das Postulat ein größeren Transparenz im Verlauf des Prozesses hervor gehoben (218). Verfolgenswert scheint mir auch eine nur angedeutete Spur, die von pastoral-kirchenpädagogischen Erwägungen her entwickelt ist: Wie wäre es, das zur Disposition gestellte Bauwerk auf seine Potentiale als öffentlich zugänglichen und von jedermann aufzusuchenden Ort von Sinnstiftung und -erfahrung hin zu überprüfen? „Als Raum der Katechese und Mystagogik war St. Ursula für eine missionarische Pastoral wie geschaffen“ (219). Allerdings: Fragen z. B. nach der späteren Bauunterhaltung tauchen in einem solchen Konzept nicht auf; Trägerschaft, Verantwortlichkeit und Kooperation wären u.U. auf ökumenischer Ebene, aber auch im kommunalpolitischen Bereich in Fühlung mit möglichen Sponsoren klärbar.

So oder so: der Katalog möglicher Fragen und Themen ist präzisiert, Warnsignale hinsichtlich möglicher Fehlentwicklungen sind aufgerichtet. Damit hat der vorliegende Band schon viel erreicht und verdient es, von vielen, die in ähnliche Prozesse im Rahmen von Ent- und Umwidmungen involviert sind, gelesen zu werden. An den Schluss stelle ich ein Zitat, das mir auch für unser eigenes (also protestantisches) Stammbuch im Sinne des „principiis obstat“ beherzigenswert scheint: „Kirchenräume hatten immer dann Bestand, wenn sie geliebt, aufgesucht, `erbetet` wurden. Die verbreitete Tendenz, Kirchenräume außerhalb der Gottesdienstzeiten abzuschließen, war vielerorts der erste Schritt zu ihrem endgültigen Verlust“ (219).

Hans-Jürgen Kutzner

- **Jochen Arnold: Was geschieht im Gottesdienst? Zur theologischen Bedeutung des Gottesdienstes und seiner Formen**, Göttingen 2010, 220 S., ISBN 978-3-525-61049-7.

Wie viel Kontinuität und wie viel Neuerung braucht ein Gottesdienst? Oder anders gefragt: Wie traditionell muss ein Gottesdienst sein, um nicht die Geübten zu irritieren und wie offen, um die Ungeübten zu integrieren? Jochen Arnold trägt in die kontrovers diskutierte Frage, wie traditionskontinuierlich ein Gottesdienst sein sollte, mit dem Stichwort der Menschenfreundlichkeit Gottes eine bemerkenswerte Kategorie ein. Sie impliziert ein integratives Gottesdienstverständnis, das unterschiedlichen Konzepten gerecht zu werden sucht. Das Kriterium für die Qualität eines Gottesdienstes – so legen es Arnolds theologische Überlegungen im Eingangskapitel nahe – ist dann nicht mehr entweder die Rückbindung an die Tradition oder eine wie auch immer geartete Innovation: „Ein Gottesdienst ist dann gut, wenn er transportiert, dass Gott ein menschenfreundlicher, liebender, persönlicher Gott ist.“ (S. 14) Und das tut er eben nicht nur in Worten, sondern auch dadurch, dass er liebevoll gefeiert wird und so einladend ist, dass auch Kirchendistanzierte sich beheimatet fühlen. Ein weiteres Qualitätskriterium ist für Arnold, dass die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes in das Hier und Heute übersetzt wird und „anschlussfähig ist an das Leben und die Sprache heutiger Menschen“ (S. 28). Gottesdienste sollen also die großen Themen des menschlichen Lebens aufgreifen, ohne darin aufzugehen, weil sie Gott zur Sprache bringen.

Von diesen theologischen Grundgedanken ausgehend, entwickelt Arnold eine ganz praktische Handreichung, die gerade auch Nichttheologen zeigt, was im Gottesdienst geschieht und welche Funktionen die einzelnen Stücke in ihm haben.

Im zweiten Kapitel klärt Arnold die äußeren Voraussetzungen für den Gottesdienst. So geht er der Frage nach dem geeigneten gottesdienstlichen Raum nach, skizziert das Kirchenjahr und die gottesdienstlichen Zeiten. Daneben fragt er nach den Rollen im Gottesdienst sowie seiner Dramaturgie. Die Stärke an Arnolds Darstellung ist die Offenheit gegenüber unterschiedlichen Konzepten, was an

der Raumfrage exemplarisch deutlich wird. Hier geht Arnold davon aus, dass grundsätzlich jeder Ort für eine gottesdienstliche Feier geeignet ist, um dann die Wahrnehmung für unterschiedliche Kirchenräume zu schärfen, die jeweils eine berechtigte theologische Aussage nonverbal zum Ausdruck bringen. Die kenntnisreichen Ausführungen zum Kirchenjahr werden abgeschlossen von interessanten Überlegungen zur liturgischen Erneuerung des Kirchenjahres angesichts gegenwärtiger Herausforderungen.

Der dritte Abschnitt bildet das eigentliche Herzstück des vorliegenden Buches. Hier beschreibt Arnold den Gottesdienst Schritt für Schritt. Zunächst werden die wiederkehrenden Stücke des Gottesdienstes historisch erklärt und in ihrem heutigen Gebrauch dargestellt. Es folgt eine Beschreibung für gottesdienstlichen Gebete, die zugleich eine Werbung ist für die Achtsamkeit im Blick auf dieses spirituelle Herzstück des Gottesdienstes. In einem weiteren Abschnitt wird das Abendmahl dargestellt und theologisch gedeutet. Natürlich wird von Arnold, der sowohl Theologe als auch Kirchenmusiker ist, die Bedeutung der Musik im Gottesdienst gewürdigt. Hervorzuheben ist, dass der Segen und das Segnen einen eigenen Abschnitt erhalten. Arnold gelingt es, die einzelnen Stücke des Gottesdienstes theologisch fundiert und zugleich praxisnah darzustellen. Der Leser erfährt eine Einführung in die Hintergründe der gottesdienstlichen Feier und erhält immer wieder Anregungen für die gottesdienstliche Praxis, wie beispielsweise den „Qualitätscheck“ zum liturgischen Gebrauch von Musik (S. 157f.).

Ist Arnold im dritten Kapitel ganz dem traditionskontinuierlichen Gottesdienst verpflichtet, so nimmt er im vierten Kapitel dezidiert das sogenannte zweite Programm in den Blick. Schon in der theologischen Einführung zeigte sich ja bereits sein integratives Gottesdienstverständnis. Arnold hat einen Blick für die Schätze der Tradition, will aber ebenfalls den neuen Herausforderungen gerecht werden. Und so beschreibt und charakterisiert er die „anderen Gottesdienste“, zu denen er die Kasualien, Zielgruppengottesdienste und eben auch alternative Gottesdienste zählt. Hier führt Arnold exemplarisch in bestimmte Formen ein und versucht eine einleuchtend erscheinende Typisierung.

Im fünften Kapitel geht Arnold zum Teil über den Rahmen hinaus, den der Titel seines Buches setzt. Nichtsdestoweniger sind es brennende Fragen, die er hier verhandelt. Zunächst geht er auf die spirituelle Dimension des Gottesdienstes ein und wirbt ausgehend vom Gottesdienst für eine Alltagsspiritualität, die sich an dem auf Luther zurückgehenden Dreischritt der Oratio, der Meditatio und der Tentatio orientiert. Auch die Frage nach dem Ort des Gottesdienstes im Kontext von Gemeindefarbeit und Gemeindeaufbau ist eine der gegenwärtig brennenden Fragen kirchlicher Arbeit. Arnold ist aus gutem Grund davon überzeugt, dass ein profiliertes Gottesdienstkonzept mit unterschiedlichem „Programm“ Grundlage und Zentrum eines gelingenden Gemeindeaufbaus ist. Dass Arnold auch die Frage der Qualität im Gottesdienst anspricht, mag wenig verwundern, wenn man bedenkt, dass das von der EKD initiierte Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst im von ihm geleiteten Michaeliskloster ansässig ist. Es ist hilfreich, wenn Arnold daran erinnert, dass die Frage

der Gottesdienstqualität keine neumodische Marotte ist, sondern bereits im Neuen Testament in den Blick kommt, wenn Paulus im 1. Korintherbrief die Missstände bei der Feier des Abendmahls kritisiert. Theologisch untermauert Arnold die Frage nach der Qualität im Gottesdienst in der Hingabe Gottes in Jesus Christus, also in der Menschenfreundlichkeit Gottes. Hier schließt sich also der Bogen, den Arnold mit seinen theologischen Gedanken im Eingang seines lesenswerten Buches spannt. Insgesamt ist diesem Buch zu wünschen, dass es einem breiten Leserkreis zugänglich wird und bei denen Aufnahme findet, die sich im Bereich des Gottesdienstes engagieren. Es eignet sich beispielsweise dafür, in Gremien wie Kirchenvorstand oder Gottesdienstausschuss diskutiert zu werden, schärft aber auch den Blick der Pfarrerinnen und Pfarrer für das, was im Gottesdienst geschieht.

Stephan Goldschmidt

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Dr. Folkert Fendler, Pfarrer, Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst, Hildesheim, folkert.fendler.ekd@michaeliskloster.de

Dr. Stephan Goldschmidt, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Referat "Gottesdienst und Kirchenmusik", Hannover, stephan.goldschmidt@ekd.de

Doris Joachim-Storch, Pfarrerin, Zentrum Verkündigung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Frankfurt / Main, doris.joachim-storch@zentrum-verkuendung.de

Gerd Kerl, Pfarrer, Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Schwerte, g.kerl@institut-afw.de

Dr. Thomas Klie, Professor für Praktische Theologie, Universität Rostock, thomas.klie@uni-rostock.de

Dr. Hans-Jürgen Kutzner, Pastor, Hannover, Freier Mitarbeiter des EKD-Zentrums für Qualität im Gottesdienst, Hildesheim, und Lehrbeauftragter an der HBK Braunschweig, hans-juergen.kutzner@evlka.de

Bernhard Leube, Professor an der Hochschule für Kirchenmusik, Tübingen und Pfarrer beim Amt für Kirchenmusik, Stuttgart, leube.suessen@t-online.de

Dr. Andreas Marti, Professor, Vorsitzender der Liturgiekommission der deutschsprachigen Evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz, Liebefeld/Schweiz, marti3098@bluewin.ch

Dr. Irene Mildenerger, Pfarrerin, Liturgiewissenschaftliches Institut der VELKD an der Universität Leipzig, mildenerger@uni-leipzig.de

Christiane Nolting, Superintendentin, Bad Salzungen, chr.nol@web.de

Dr. Klaus Raschzok, Professor für Praktische Theologie, Augustana-Hochschule Neuendettelsau, klaus.raschzok@augustana.de

Dr. Helmut Schwier, Professor für Praktische Theologie und Neues Testament, Theologische Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, helmut.schwier@pts.uni-heidelberg.de

Alexander Völker, Superintendent i. R., Minden / Westfalen, asvoelker@teleos-web.de

Dr. Karl-Friedrich Wiggermann, Pfarrer i.R., Münster

Dr. Petra Zimmermann, Dompredigerin, Berlin, zimmermann.pet@t-online.de

Wir danken dem Fotografen im Kunstreferat des Landeskirchenamtes der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Herrn Ulrich Ahrensmeier, für die freundliche Abdruckgenehmigung seiner Fotos der Michaeliskirche Hildesheim auf S. 8, 29, 40, 45, 52, 59 und 61.

Zum Inhalt:

Die Frage der Emmaus-Jünger „Brannte nicht unser Herz ...?“ (Lukas 24,32) wird zum Orientierungspunkt einer reflektierten Dramaturgie des Gottesdienstes, die sich als Beitrag zur gottesdienstlichen Qualitätssicherung versteht. Heft 2-2010 der Zeitschrift „Liturgie und Kultur“ dokumentiert dazu die Beiträge der Frühjahrsplenartagung 2010 der Liturgischen Konferenz im Michaeliskloster Hildesheim.